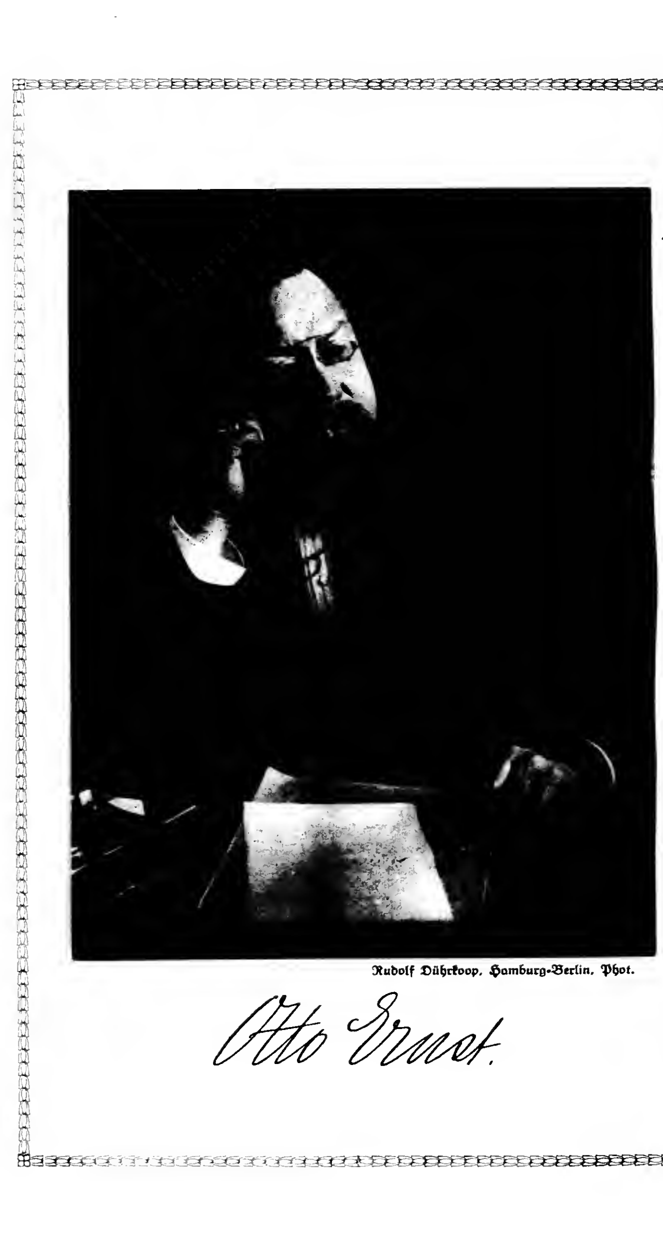
Otto Ernst

und sein Schaffen

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Rudolf Dührkoop, Hamburg-Berlin, Phot.

Otto Ernst
und sein Schaffen

Zum
50. Geburtstage des Dichters

von

Ottomar Enking



Leipzig 1912
L. Staackmann, Verlag

Druck: Julius Klinkhardt, Leipzig.

Schlag frei des Geistes Auge auf im Angesicht der Welt.
Und modle deine Rede nicht, daß allen sie gefällt;
Der Feige gibt ein schillernd Wort gelegner Deutung hin —
Ein Sinn beherrsche jedes Wort; doch nicht das Wort den Sinn.

Unter unseren Dichtern, die in diesem Jahre die Fünfzig erreichen, stellt der Norddeutsche Otto Ernst entschieden eine der ausgeprägtesten Persönlichkeiten dar, und wenn ich es unternehme, sein bisheriges Werk und seine Bedeutung für unsere Literatur und unser öffentliches Leben zu schildern, so weiß ich mir für meine, einer herzlichen Verehrung entfließenden Betrachtungen keinen besseren Eingang zu finden als diese seine eigenen Verse.

Wer lange kämpft, bleibt lange frisch. Das paßt auf niemand richtiger als auf Otto Ernst, in dessen Seele neben den feinsten und zartesten Regungen eines weltentrückten und ganz nur der inneren Stimme lauschenden Lyrikers eine wahre Freude daran lebt, sich mit aller Entschiedenheit in den Streit des Tages zu begeben und unbekümmert um das, was ihm seine Widersacher in den Weg werfen, seine Meinung herauszusagen. Otto Ernst ist ein Freiheitsmann, der da weiß, welch eine Macht es darstellt, wenn der Mensch rückhaltlos für seine Überzeugung eintritt; weil aber nur der in Wirklichkeit frei ist, der auch den Anschauungen seines Nächsten ihr Recht läßt, so hat sich Otto Ernst bei aller Treue, Tüchtigkeit und Willensstärke, womit er seinen Gedanken die Bahn bricht, eine Duldsamkeit gegen alle ehrlichen Andersgläubigen bewahrt. Wäre er denn sonst auch ein Poet?

Kennzeichnet es nicht gerade das Wesen des echten Dichters, daß er im Grunde genommen allen Menschen recht gibt und alle Menschen liebt? Dieses Empfinden, daß wir als Geschöpfe an sich vor Gott sämtlich gleich sind und daß es uns daher nicht ziemt, den Stab über den anderen zu brechen, behindert die meisten Künstler darin, zu den Fragen etwa der Religion, der Schule, der Politik, der sozialen Vorgänge Stellung zu nehmen; sie lassen bestenfalls ihre Gestalten reden und bleiben selbst in der Stille unsichtbar dahinter. Zumeist werden sie durch das, was draußen geschieht, überhaupt weder angeregt noch gefesselt: weshalb man der Mehrzahl der künstlerisch Schaffenden nicht ohne Anlaß den Vorwurf machen kann, daß sie, wenn auch im edelsten Sinne des Wortes, nur das Eigene suchen. Darum müssen wir es besonders in einer Zeit wie der unsrigen, die keine Träumer dulden will, sondern alle geistigen Kräfte zur Arbeit aufruft, einerseits als Mannestat und andrerseits als

Bereicherung unseres Volkstums begrüßen, wenn wir Dichter unter uns haben, die sich nicht damit begnügen, die Welt nur in ihren nach dem strengsten Begriffe poetischen Werken widerzuspiegeln, sondern die wachen Auges immer bereit sind, mit fester Hand und mit treffenden Worten in das Ringen der Ansichten einzugreifen und der Forderung der Gegenwart zu gehorchen, wo es not tut.

Eine derartige, zwiefach wertvolle Erscheinung ist Otto Ernst. Mit regsamer und beweglicher Seele verfolgt er, was überall sich ereignet, und das deutsche Volk ist ihm für seine Dichtungen nicht minder als für so manches mahnende, vor allem aber für so manches ermunternde und ermutigende Wort zu tiefem und bleibendem Danke verpflichtet.

Des zum Zeugnis und zum Ausdruck sollen diese Zeilen geschrieben werden.

◆ ◆
◆

Es sei hier nun zunächst kurz auf das äußere Leben des Dichters eingegangen. Er selbst meinte freilich, als ich ihn bat, mir recht viele Einzelzüge aus seinem Werden und Wachsen zu erzählen: „Daß ich an dem und dem Tage Schwarzbrot mit Butter gegessen habe, interessiert niemand.“

Das ist bescheiden, aber so fest es steht, daß das Maßgebende für unsere Beurteilung in unsern Werken und nicht in unsern persönlichen Verhältnissen ruht, so gewiß bleibt es, daß der Gang in Dichters Lande noch immer zum rechten Verständnis des Dichters förderlich gewesen ist. Ich sehe nicht ein, warum einer erst lange tot und begraben sein muß, damit man seine Entwicklung für wichtig und bedeutsam genug hält, um all den oft kleinen Teilen, aus denen sich das Ganze zusammengesetzt hat, nachzuspüren und sie sorgsam aneinander zu reihen, wodurch dann schließlich bewiesen werden kann und auch bewiesen wird, daß Charakter und Schaffen, Natur und Kunst beinahe stets nur Eines sind.

Gewiß wird in dieser Beziehung Verstorbenen gegenüber, mögen sie nun Goethe oder Reuter heißen, des Guten zu viel getan, und aus dem liebevollen Heranziehen des Kleinen, das immerhin noch bezeichnend ist, gerät man in eine Freude am Kleinlichen hinein, das allgemein für jeden Menschen gilt und daher dem Bilde eines Mannes von Talent keine eigene, nur für ihn allein passende, nur ihm allein gehörende Stimmung verleiht, sondern sein Antlitz vielmehr dem vieler anderer Menschen anzuähneln geeignet ist. Nicht etwa Otto Ernst-Philologie soll darum hier getrieben werden; — ich möchte aus dem Dasein des Dichters und vor allem aus seiner Jugend nur etwas hervorheben, was mir für sein späteres Wirken grundlegend gewesen zu sein scheint. Dabei stütze ich mich außer auf das Bio-

graphische, das wir in seinen Büchern und in einer früheren Selbstschilderung vorfinden, auch auf die vortrefflichen Arbeiten, die Johannes Schumann und Arnold Latwesen schon über Otto Ernst geliefert haben.



Max May-Hamburg, Phot.

Das Haus in der Sophienstraße zu Ottensen, wo Otto Ernst am 7. Oktober 1862 geboren wurde.

Laut rollt der Hochzeitswagen durch die Gasse.
Wir ruhen drin, zu stillem Glück geeint.
Sieh, wie die Sonne glänzt durch Regenwolken —
Die Hoffnung lacht — und die Erinnrung weint. —

Der Eltern denk ich, der verlassnen, alten,
Und während mich dein Zauber hold umgibt,
Erfaßt es mich mit wehmutsvoller Mahnung,
Wie zärtlich sie mich je und je geliebt. — —

Wie rasch der Wagen rollt! Wir fliegen selig
Und zukunftstrunken in die Welt hinaus,
Euch Sternen meiner Jugend send' ich Grüße
Ins abendrotumkränzte, stille Haus.

Verzeiht dem heißen Drang der jungen Seelen,
Der euch des vielgeliebten Sohns beraubt —
Unsterbliches Gedächtnis eurer Liebe
Und Segen über euer greises Haupt!

Wer gerade an dem Tage der höchsten Genüge und der seligsten Erfüllung die Gedanken in dieser Weise zum Elternhause zurückfluten läßt, der muß wohl eine wahrhaft sonnige Jugend, ein schönes Einssein mit denen, die ihm das Leben gaben, genossen haben. Und so ist es auch bei Otto Ernst Schmidt der Fall. Es war kein reiches Heim, darin er am 7. Oktober 1862 zu Ottensen bei Hamburg geboren wurde. Im Gegenteil: der Zigarrenarbeiter Asmus Ludwig Schmidt hatte seine liebe Mühe und Not, um seine Familie durchzubringen. In dem Roman Asmus Semper, der ja zum größten Teile Selbsterlebtes enthält, erzählt der Dichter von dem äußeren Elend, das ihn durch seine Jugend begleitete. „Die siebenköpfige Familie Semper, die später acht- und neunköpfig wurde, hatte meistens Fleisch zu Mittag, und zwar ein halbes Pfund. Das heißt: wenn der Vater Arbeit hatte. Hatte er keine, so gab es zunächst, in der hoffnungsvolleren Zeit, Mehlklöße mit Pflaumen, später ging man zu Kaffee und Brot über, erst zu bezahltem Kaffee und Brot, dann zu geborgtem. Wenn der letzte Kredit und das letzte Fett am Ausgehen waren, schnitt die erfinderische Mutter Kartoffelscheiben aufs trockene Brot, was eigentlich den Teufel durch Beelzebub austreiben heißt. Das erstreckte sich so durch Asmussens ganze Kinderzeit." Und trotzdem kann der Dichter von sich sagen: „Meine Kindheit ist ein Land, wo um Stilles und Bewegtes ein seliges Tönen fließt. Wo über die Wiesen leise Flötenlieder wandern und die Enten auf dem Dorfteich klingende Spuren ziehen. Wo vom Horizont her, da die Essen und Türme des Wunderlandes aufragen, den hellen Sommertag entlang ein heimliches Brausen tönt, wo aus dem dunklen Epheumantel des alten Schlosses seit den frühesten Tagen ein ewiges Flüstern klingt. Wo aus der tiefsten Stille eines toten Winternachmittags heraus das vereiste Brunnenrohr leise zu singen beginnt, und am stilleren Abend selbst der Mond hinter der hängenden Weide heraufzieht mit fernem Gesang."

Woher aber das Licht, das trotz aller erlittenen Armut über Otto Ernstens ersten Tagen ruht? Er dankt das seinem Vater, den er unendlich geliebt und dem er in seinen Schriften ein dauerndes Denkmal kindlicher Pietät gesetzt hat. „Denn sein Vater," heißt es im Asmus Semper, — „war doch genau wie der liebe Gott, den er auf einem Bilde gesehen hatte. Dieselbe breite Stirn mit einem herrlich vollen Kranz von grauen Haaren darum (‚er war schon mit 33 Jahren grau' sagte die Mutter), dieselbe kräftige Nase, derselbe große Bart, der den ganzen Mund sehen ließ, diesen Mund, von dem fast alles Gute und Schöne gekommen war, was Asmus (Otto Ernst) bis jetzt erlebt hatte. Von dem Mund und von den großen Augen kam's. Wenn die Augen lachten, dann gingen nach allen Seiten Strahlen von ihnen aus wie von den Kerzen am Tannenbaum." — Dieser „liebe und herrliche Mann", der selbst künstlerisch empfand und schweigend seine eigenen Gedanken über die Umwelt bei sich pflegte, hat unzweifelhaft das Künstlerische in dem Knaben erweckt. „Er sang," so berichtet der Dichter, „bei der Arbeit köstliche Weisen aus dem Freischütz und dem Don Juan, aus dem Fidelio und dem Barbier von Sevilla, und ich hatte schon damals diese zwei Ohren, die jeden Fetzen Musik auffangen und behalten. Und dann hängte ich mir einen Zigarrenkasten vor den Leib, das war eine Drehorgel, stellte mich zu meinem Vater hin und fragte: ‚Was soll ich Ihnen vorspielen?' Und wenn er dann sagte: ‚Spielen Sie aus dem Don Juan,' dann spielte ich wirklich aus dem Don Juan, und wenn er sagte: ‚Spielen Sie aus La Traviata,' — dann spielte ich La Triviata. Und ein Bruder war da, der nannte mir eines Tages die 25 Buchstaben des Alphabets, und ein andermal zeigte er mir, wie einige mitunter kurz und mitunter lang gesprochen werden, und als ich eines andern Tages absichtslos mit einem alten Buche spielte, da entzifferte ich folgendes:

S — n — ee — w — i — tt — ch — en.

‚Es war einmal mitten im Winter' . . . und entdeckte, daß ich lesen könne, und das war nun freilich ein goldneres, strahlenderes Märchen als jenes, wo die Dornenhecke sich öffnet und der Hof erglänzt in seiner Pracht und der Prinz die Königstochter wachküßt. Nun las ich im Sitzen und im Liegen, im Stehen und im Gehen, bis das alte, vergilbte Lesebuch zu Ende war — aber, es hatte kein Ende. Die letzten Blätter fehlten. Das machte mir nun das Buch so geheimnisvoll und wunderbar! Was mochte alles auf den fehlenden Blättern gestanden haben! Alle unvollständigen Bücher hatten nun einen rätselhaften Zauber für mich."

Vom Vater wurde Otto Ernst früh zu Schiller und Goethe geführt, vor dem Vater durfte er die in der Schule vernommenen Sagen und Geschichten wiederholen, — die Herkulestaten und Cäsarenmorde, die Zyklopen- und Zentaurenstücke, — der Vater nahm sie ihm alle ab, bis auf den letzten Hammel des Polyphem, obwohl er sie gut genug kannte, — der Vater war auch sonst sein Vertrauter für alle die kleinen und großen Schmerzen des früh entwickelten und von der weisen Nachbarschaft sogar für übermäßig gescheit gehaltenen Jungen. Und wenn des „gütigen und phlegmatischen" Vaters Liebe in Verziehung überzugehen drohte, so trat die Mutter Friederike, geb. Dürr, ein, eine Frau, deren Sinn auf das Praktische gerichtet war und die mit den zur Verfügung stehenden, beschränkten Mitteln den Haushalt auf das Beste zu führen und zu verwalten verstand. Sie war es, die mit ihrem Ernste das Kind auf den Kampf des Lebens vorbereitete, und mochte sie dem Knaben auch dann und wann strenge begegnen: an ihrer mütterlichen Liebe hat es ihm doch nicht gefehlt. Als sie ihn bei seinem ersten Kranksein pflegte, erkannte er ihre Sorge um ihn und wiegte sich wohlig in dem Gedanken, so treu behütet zu sein. „Wie schön ist es, krank zu sein."

So ist dem Dichter die Jugend ohne große Ereignisse hingeflossen, aber sie bleibt ihm doch immerdar unendlich inhaltsreich. Die Worte, mit denen er seinen Kartäuser charakterisiert, gelten auch für ihn selbst. „Er war einer von denen, die nichts erlebt haben und dabei allein von ihren Erinnerungen leben könnten. Daß man vor zwanzig Jahren einmal auf einem Zimmerplatze gespielt und auf einem Balken geschaukelt hat, das ist es nicht; aber der Flimmer und Schimmer, der in jenem Augenblick die Welt erfüllte ... dieses eigentümliche Weltbild, das dann niemals wiedergekehrt ist: das übt den wunderbaren Reiz."

◆ ◆
◆

Nachdem Otto Ernst die Volksschule seines Heimatsortes durchgemacht hatte, stand er vor der Wahl, entweder den Hobel zu treiben, oder den Hammer zu schwingen. Beides deuchte dem jungen Menschen, der ganz etwas anderes in sich trug als eine Liebe zu dem noch so achtungswerten Handwerk, nicht eben verlockend, und er wird es seinem Lehrer Karl Bindrich niemals vergessen, was dieser prächtige, hochsinnige Schulmeister an ihm getan hat. Bindrich nämlich, der mit seinem pädagogischen Scharfblick auf die geistigen Fähigkeiten des Knaben aufmerksam geworden war, bildete ihn unentgeltlich weiter aus, brachte ihn 1877 auf die Präparandenanstalt zu Hamburg und führte damit dem deutschen Lehrertume ein Mitglied zu, auf das dieser Stand für alle Zeiten stolz sein kann.

Die Seminarjahre wurden von 1880 bis 1883 gleichfalls in Hamburg verlebt, und darauf übernahm Otto Ernst den Beruf eines Jugenderziehers, den er ebenso mit Lust und Liebe wie mit Erfolg an einer Volksschule und an einer höheren Töchterschule der Hansestadt erfüllte.

An künstlerischer Betätigung ließ er es bereits damals nicht fehlen. Im Jahre 1884 trat unser Dichter zum ersten Male als Vortragskünstler auf. Der Beifall, den man seinen Rezitationen gleich spendete, feuerte ihn an, sich auch weiterhin dem Vorlesen zu



Otto Ernst als Lehrer im Kreise seiner Schüler 1883.

widmen, und jeder von den tausenden und abertausenden Zuhörern, die seit jener Zeit zu Otto Ernstens Füßen gesessen haben, weiß es genau, welch ein Genuß es ist, diesem Manne zu lauschen, der von Mutter Natur verschwenderisch mit dem Talent begabt ist, als Sprecher die Herzen zu erfreuen und zu rühren. Sein wohllautendes, ihm überall gehorchendes Organ vermittelt uns in harmonischer Weise das, was sein Geist durchdrungen hat, — sei es eigene, sei es fremde Poesie.

Auf schriftstellerischem Gebiete war er schon früh nicht weniger glücklich. Im Jahre 1885 erhielt er für eine Arbeit über den literarischen Dilettantismus den von der „Deutschen Schriftstellerzeitung“

ausgesetzten Preis, und im folgenden Jahre wurde seine Studie über den Ehrgeiz „Ein Parasit der Seele“ von der „Pädagogischen Reform“ preisgekrönt.

In das Jahr 1887 fällt dann seine Vermählung mit seiner Kollegin Helmy Scharge, die ihm fünf Kinder geschenkt und mit ihrem tiefen Verständnis für sein Wesen das schönste und reinste Lebensglück bereitet hat.

In dem nun folgenden Jahrzehnt sehen wir Otto Ernst eine ungemein reiche und befruchtende Wirksamkeit entfalten, um im Norden und im Süden unseres Vaterlandes den Kunsterziehungsgedanken auszubreiten. Von den vielen Vorträgen, die er zu diesem Zwecke gehalten hat, seien hier nur die wichtigsten angeführt. 1890 sprach er über „Die Pädagogik der Kunst“, 1893 über „Die Lyrik in der Schule“, 1896 entwickelte er auf dem Deutschen Lehrertage in Hamburg unter heftigem Widerspruch der Versammlung die fundamentalen Forderungen der künstlerischen Erziehung. Er wollte die ästhetische Erziehung auf die gleiche Stufe mit der moralischen und intellektuellen Ausbildung gehoben wissen, — ein Verlangen, für das damals die Zeit noch nicht reif war. Aber Otto Ernst ließ nicht ab, für sein Ideal zu streben, und bald wandte sich die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten: schon 1902 fand er auf dem Lehrertage in Chemnitz für das, was ihm als dem begeistertsten Freunde der Jugend innige Herzenssache ist, stürmische Zustimmung, und auf dem Kunsterziehungstage in Weimar, 1903, konnte er, ebenfalls unter dem Jubel der Versammlung, seine Ideen über den mündlichen Vortrag und über das Verhältnis des Deutschen zu seinen Dichtern vertreten. Die von 1904 bis 1907 verfaßten Abhandlungen und Aufsätze; „Die Renaissance der Pädagogik“, „Des Kindes Freiheit und Freude“ und „Elternrecht in der Schule“ enthalten in klarer und einleuchtender Weise seine Gedanken über Arbeitsschule, humanistische Bildung und Reform des Unterrichts- und Erziehungswesens.

Hervorgehoben sei ferner noch aus seiner gemeinnützigen öffentlichen Tätigkeit, daß er auch im Deutschen Goethebund zu verschiedenen Malen mannhaft hat seine Stimme hören lassen, wenn es galt, der Freiheit in aller Besonnenheit eine Gasse zu bereiten.

Das geistige Leben Hamburgs verdankt ihm viel, denn er war es, der gemeinsam mit mehreren Freunden schon im Jahre 1891 die Hamburger Gesellschaft für zeitgenössische Literatur ins Leben rief. Lange Jahre blieb er ihr mutiger und unentwegt an den echt künstlerischen Bestrebungen festhaltender Vorsitzender und wurde im Jahre 1903 in Anbetracht seiner Verdienste zum Ehrenmitgliede dieser bedeutenden Vereinigung ernannt. Auch als Redakteur finden wir

ihn eine Zeitlang, indem er 1894 den „Zuschauer“, eine Hamburger Halbmonatsschrift für Kunst, Literatur und Leben, mit herausgab.

Schon 1901 legte er nach seinen großen dichterischen Erfolgen nicht ohne Wehmut das ihm so lieb gewordene Lehreramt nieder, um sich fortan ganz der Kunst zu widmen, und in Großflottbek bei Hamburg hat er sich sein trauliches Heim gegründet. Er ist ein Mensch, der nach seinen eigenen Worten nie im Tintenfasse ertrank, sondern sich das Leben anschaute vom Fürstenschlosse bis zur Verbrecherspelunke, sich fleißig mit ihm herumschlug und noch bis auf den heutigen Tag, darf man wohl sagen, mit ihm herumschlägt.

* * *

Wie für so manche Poetenseele, der im späteren Alter das Epische und Dramatische die Möglichkeit und Gelegenheit eines breiteren Sichauslebens geboten hat, so ist auch für Otto Ernst die Lyrik die erste Form gewesen, worin er seinen Empfindungen Ausdruck verlieh. Und deshalb möchte ich hier, wo es sich darum handelt, des Dichters schon bis heute so mannigfaltiges Lebenswerk an uns vorüberziehen zu lassen, zunächst dem Wesen seiner Verse meine Betrachtung schenken. In seinem sechsundzwanzigsten Jahre trat er als Lyriker auf den Plan. 1888 erschienen die „Gedichte“, für die er im folgenden Jahre den Augsburger Schillerpreis erhielt. 1892 kamen dann die „Neuen Gedichte“, 1900 die „Stimmen des Mittags“ und 1907 die „Siebzig Gedichte“ heraus.

Diese Bücher sind ein wahrer und reiner Quell für jeden, der sich an der hochpoetischen Wiedergabe edler und gesunder Gefühle erfreuen mag. Im Goethischen Sinne ist Otto Ernst durchaus Gelegenheitsdichter. Wir finden bei ihm nichts Erkünsteltes, mit Absicht Herbeigezogenes, sondern was der Augenblick ihm zuträgt, mag es Glück oder Unglück für sein Herz bedeuten, das hält er rasch und bestimmt fest und verleiht ihm eine Gestalt, die das innerlichst nur von ihm allein Erlebte in Allgemeingültiges umprägt. Und das ist ja der ästhetische Beruf eines echten Gedichtes: die Stimmung des Einzelnen so in Klangwerte umzusetzen, daß sie in jedem anderen, empfänglichen Gemüte Widerhall erwecken kann.

Man muß erwägen, in welcher Zeit es war, daß Otto Ernst zuerst seine Verse der Öffentlichkeit unterbreitete. Nach dem flauen, nur zu lange anhaltenden Epigonentum brach in den achtziger Jahren endlich ein von allen frischen Geistern mit Freuden begrüßter Sturm gegen das Veraltete los. Mit Gewalt sollten neue Töne gefunden werden. Die Bewegung war ganz notwendig, um Luft in unsere stickige Literatur hineinzubringen, aber was war auch selbstverständ-

licher, als daß nun die Feuerköpfe, die damals sozusagen die Welt hätten umrennen mögen, vielfach weit über das Ziel hinausschossen? Daß ihr Suchen nach Natur, ihr Ringen um eine sich durchaus von selbst ergebende Darstellung alles inneren und äußeren Geschehens oftmals gerade zu dem Gegenteil dessen führte, was sie mit heißem Bemühen erstrebten: daß sie sich nämlich von jeglicher künstlerisch geschauten und aufgefaßten Natur und Wahrheit entfernten, anstatt deren getreueste Söhne und Verkünder zu werden? In jenen Tagen des Schlagwörterkampfes, da der Idealismus gleichsam mit ersterbenden Lippen dem sich jung, stark und oft in gar zu lautem Jauchzen aufreckenden Realismus seinen Fluch mit auf den Weg gab, — da kam als ein schlichter Wandersmann unser Otto Ernst herangezogen und sang, ohne viel nach links oder nach rechts zu hören, die Weise, die ihm ein Gott ins Herz gelegt hatte.

Und so ist es mit ihm geblieben: er hat sich von keiner Schule und keiner Mode beeinflussen lassen, niemals irgend einer literarischen Partei angehört, sondern immer nur das gegeben, was er sein eigenstes Besitztum heißen durfte, und sich auch immer nur der Form bedient, zu der ihn sein dichterisches Gewissen nötigte. Darum sind auch seine frühesten Verse nicht mit dem Wechsel der literarischen Strömungen verschollen; wir erquicken uns noch heute genau so sehr an ihnen wie in jenem Jahre, als sie aus der Presse kamen. Dieser Mann, der, wenn es darauf ankommt, ein so scharfes Schwert schwingen kann, zeigt sich in seiner Lyrik zumeist als ein zum idyllischen Genusse des Daseins neigendes Temperament. Es ist vor allem die Liebe in ihrer vielfältigen Gestalt, der er seine Leier weiht, die Liebe zum Kleinsten und zum Größesten, — zum Beseelten, wie zum Unbeseelten, . . . wenn es denn ein Unbeseeltes für den Dichter überhaupt gibt.

Ein armseliges Sträuchlein wird ihm lieb und vertraut. So singt er in dem Gedichte „Mein Freund“:

Als ich jüngst im Garten wandelte,
Ward mir unverhoffte, tiefe Freude:
Aus dem tiefen Dunkel wirrer Zweige
Winkten mir zwei Blumen wie zwei Augen.
Näher trat ich, durchs Gebüsch mich zwängend —
Sieh', im düst'ren Schatten alter Bäume,
Fast erdrückt vom wuchernden Holunder,
Stand ein armer Strauch der Alpenrose.
Zwischen seinen krummen, mag'ren Ästen
Spann ihr feucht Gespinnst die ewige Nacht;
Abgetrennt von Luft und Sommersonne,
War er leidend Jahr um Jahr gewachsen:

Doch aus Leidensnächten hob er Blüten,
Starke, lächelnde, betränte Blüten,
Seines Ringens Ende, still empor.
Und den Gärtner rief ich: „Diesem Strauche
Gib den besten Platz in meinem Garten.
Tu es bald — ich hab es ihm versprochen."
Alle Wohner meines Gartens lieb ich,
Halm und Bäume, Frucht- und Schattensträucher;
Doch mit diesem in des Abends Schweigen
Sprech' ich Worte wie von Mensch zu Mensch.

Die leidende Kreatur möchte er an sein Herz schließen:

Der Einsame.

Ein schwarzer Ballen klatscht mit wildem Schlage
An meine Scheiben — und fällt schwer herab.
Ich öffne rasch das Fenster —: eine Drossel,
Vom Falk gejagt, stieß das Genick sich ab.

Im Schnabel Blut, so liegt sie zuckend, schauernd,
Das Auge wach in heller Todesangst —
Du armer Schelm, ich fühl's wie mein Verschulden,
Daß du dem bittern Tod entgegenbangst.

Bei deinen Qualen zuckt in meinem Herzen
Ein alter, heimatloser Menschenschmerz.
Wie kann ich's deiner bangen Seele sagen:
„Dies Haus von Stein umschließt ein gastlich Herz?"

Tief hat er die Freundschaft von Mann zu Mann erlebt, und ergreifend klingt seine Klage um den Dahingeschiedenen:

Auf deinen Sarg fällt manche Träne nieder,
Und bange Seufzer irren durch die Luft.
Ich starre trocknen Auges in die Gruft;
Kein warmer Tropfen quillt durch meine Lider.

Ich steh betäubt, von Schmerz gelähmt die Glieder,
Und fass' es nicht, daß unter Glanz und Duft
So holder Blumen gähnt die düstre Kluft . . .
Ich kann nicht weinen. Doch ich kehre wieder!

Wenn ich die Menschheit jammernd höre sagen:
„Die Besten müssen früh von hinnen gehen!"
Dann wird zu dir mich die Erinnrung tragen;

An deiner Gruft werd' ich im Geiste stehen,
Und von der Menschheit angsterfülltem Klagen
Wird auch ein Hauch um diese Stätte wehen.

Am farbensattesten und schönsten aber — ist das ein Wunder? — blüht ihm die Poesie auf, wenn er des Weibes gedenkt, dem sein ganzes Sein gehört. Diese seine Liebeslyrik in der engeren Auffassung des Wortes ist ebenso stark als keusch; wohl vergönnt er uns einen Blick in sein geheimes Fühlen, Sehnen und in sein Aufgehen im erwählten Gegenstande, aber nie wird er von den zartesten Beziehungen, wie sie zwischen Mann und Frau weben, den Schleier mit jener Rücksichtslosigkeit und mit jener Sucht nach krasser Darstellung des Liebeslebens wegziehen, die heutzutage leider namentlich bei den lyrisch begabten Kräften des weiblichen Geschlechtes gang und gäbe sind.

Es möge hier aus der Fülle des Meisterhaften, das uns Otto Ernstens Geist in diesem Bezirke geschaffen hat, einiges angeführt werden, was ich für besonders bezeichnend halte.

So das Gedicht „Himmel und Erde“:

Wir standen auf hoher Warte
In klarer Sommerluft:
Tief unten lag die Erde
In lauter Glanz und Duft.

Und über unsern Häuptern
Der Himmel hoch und hehr
Ein unergründlich tiefes,
Ein weites, blaues Meer!

Es strebte mein Geist zum Himmel
Und strebte zur Erde auch:
Ihn lockte die himmlische Reine,
Der irdische Wonnehauch.

Fern waren Erd' und Himmel;
Du aber warst bei mir,
Und haften blieb mein Auge,
Das sehnende — an dir.

Du brachtest mir irdische Wonnen
Auf rosigen Lippen dar;
Es floß der Schönheit Zauber
Von deinem goldnen Haar.

Du trugst des Himmels Reinheit
Und Frieden im Angesicht;
Treu glänzten deine Augen
Wie seiner Sterne Licht.

Vergessen die prangende Erde,
Vergessen des Himmels Zelt!
In dir hielt ich umfangen
Den Himmel, die Erde — die Welt.

Wundervoll stimmungsreich berührt uns das Lied „Beglückender Einklang“:

Es lag im leisen Abendtraume
Vor uns die jugendschöne Welt;
Wir wandelten in tiefem Schweigen
Noch immer fort durch Wald und Feld.
Verfallen warst du ganz dem Zauber
Der Schönheit, die uns mild umfing;
Es schien, du hättest mein vergessen,
Weil nur an ihr dein Auge hing.

Du warst so hold in deinem Traume,
In deiner stillen Seligkeit —
Es ward im Anschaun deiner Schöne
Mein Herz von süßem Drange weit;
Mit heißen Küssen schon bedecken
Wollt' ich dein sinnend Angesicht:
Doch still beschied ich mich im Herzen
Und störte deine Andacht nicht.

Denn ein Gedanke, tief beglückend,
Stieg mir empor aus froher Brust;
Auch du erglühst vor allem Schönen
Und Herrlichen in reiner Lust;
So ist mein Ahnen und mein Hoffen,
Mein Träumen länger nicht verwaist:
Auch dich erhebt aus Erdenschatten
Der Schönheit göttlich hoher Geist.

Von feinstem Mitleben mit der Seele seines Weibes zeugen die folgenden Verse:

Tränen im Glück.

Du weinst? Und uns erblüht ein junges Leben!
Mit Leib und Seele bist du mir gegeben;
Du bist mein Weib — was wir ersehnten einst,
Hat herrlich sich vollendet — und du weinst?

Doch sieh! Versenkt mein Blick sich in den deinen,
So will es mir im tiefsten Herzen scheinen,
Als ob auf deiner feuchten Augen Grund
Sich seliges Genüge gäbe kund.

O stille nur! Schon hab ich dich verstanden.
Die bangen Tage deiner Leiden schwanden,
Die Tage, da dich Finsternis umfing,
Und über Dornen deine Straße ging.

Da hast du nicht geweint. Selbst deiner Kammer
Vertrautest du nicht einsam deinen Jammer;
Auch vor dir selbst bliebst du gefaßt und groß
Und gabst dich nicht der Heldenstärke bloß —

Nun aber mag sich ungehemmt ergießen
Der Strom des Leids, die Tränen mögen fließen:
Die Sonne leuchtet uns zum Lebensmai;
Der alte Schmerz wird seiner Bande frei. —

Mitfühlend kann ich deine Lust verstehen.
Du hast des Glückes schönsten Teil ersehen:
An treuer Brust in glückbesonnter Zeit
Die Tränen lösen um vergangnes Leid.

Seiner Liebe ist es möglich, allen Trotz, der sich etwa in seinem Herzen anhäufen will, zu überwinden und zu zerstreuen, denn mächtiger noch als das, was ihn an Sinnenhaftem mit dem anderen Teile verbindet, ist die hohe Verehrung, in der er zur Frau aufschaut:

Beredtes Verstummen.

Ich hatte schweres Unrecht dir getan,
Mit rauhen Worten tief dein Herz verletzt
Und deinem flehend-sanften Widerspruch
In Blindheit mich verschlossen bis zuletzt.

Da schwiegst du ganz und sahst mit feuchtem Blick
So hold und liebevoll mich an, wie je,
Als dächtest du: „Dir dank' ich alles Glück,
Wohl überwind' ich einst auch dieses Weh".

Da fiel's wie Schuppen von den Augen mir,
Die Glut des Zornes wich der Glut der Scham,
Die mich zugleich mit bitterm Reugefühl
Vor deiner stummen Größe überkam.

Und daß die Träne des höchsten Glückes nicht weit verschieden ist von der des Leides, das hat auch dieser Dichter erfahren:

Liebeszeichen.

So lieb ich dich, so liebst du mich,
Daß selbst bei frohem Spiel und Scherz
In heilig ernsten Schauern oft
Geheim erzittert unser Herz.

Daß uns inmitten lauter Lust
Ein schweigendes Erinnern rührt
An jene Treue, die uns einst
Durch alle Not und Qual geführt. —

So mag's geschehn, daß Blick in Blick
Mit sel'gem Lächeln sich ergießt
Und eine Träne doch zugleich
Verstohlen auf die Wange fließt.

Wir dürfen schon nach diesen Proben mit voller Berechtigung sagen, daß Otto Ernst in die erste Reihe der deutschen Liebeslyriker gestellt werden muß. Geschieht es aber bei den allermeisten Dichtern, daß die in der edelsten Bedeutung geschlechtliche Liebe ihre Gaben und Fähigkeiten auf das höchste Maß steigert und daß sie uns daher ihre Seele nie — man mögte sagen: prächtiger schillernd zeigen als im Zustande dieses holden Wahnsinns, dieses bei allem Schmerze doch so köstlichen Sehnens nach dem völligen Besitze eines

angebeteten Weibes, — so ist mir Otto Ernst auch besonders deswegen so lieb, weil er über das rein Leidenschaftliche hinaus einen Schritt tut in ein wahres Wunderland der freundlich-friedlichsten und besten Fröhlichkeit, die einem Menschen beschieden sein kann.

Denn Otto Ernst hat als erster für das deutsche Familienleben, für die Liebe eines Vaters zu den Kindern Töne gefunden, die an Innigkeit und Echtheit nicht zu übertreffen sind. Mit stolzem, unendlich zärtlichem Auge blickt er auf die ihn umgebende, heranblühende Schar. Jedem einzelnen der kleinen Geschöpfe geht er leise und bis in die leisesten Regungen hinein nach, und was ihm die Gemüter seiner Kinder verraten, das gießt er vermöge seiner eigenen großen Gemütskraft in Verse von wahrhaft klassischer Form. Hier in diesen Gedichten steckt ein unvergänglicher Wert, den nur der verkennen kann, der den engsten Zusammenhang von Eltern und Kindern, den rückhaltlosen Zusammenschluß der Mitglieder eines Hauses durch das freilich recht moderne Schlagwort „Familiensimpelei" abtun will.

Otto Ernstens Liebe zu seinen Kindern bleibt ein Vorbild für jedes deutsche Haus: wohl unserem Volke, daß wir einen Poeten besitzen, der frei und offen herausspricht, wie treu und fest er sich mit den Seinen verbunden fühlt. Er schwimmt gegen den Strom, denn es gilt eben vieler Orten als vornehmer, mit einer gewissen Gefühlskälte in dieser Hinsicht zu kokettieren, und es mag ja manchmal überhaupt nicht erst einer derartigen Koketterie bedürfen: die Glieder einer Familie stehen einander ja nur zu oft in Wirklichkeit traurig kühl gegenüber. Otto Ernst hat, seinem warmen Empfinden folgend, den Mut, auch zu bekennen, daß ihm die, die zu ihm gehören, voll ans Herz gewachsen sind, und damit wirkt er, — wir werden seiner Liebe zur Jugend später noch wieder begegnen, — auch als trefflicher Erzieher unseres Volkes. Man höre nur das mit „Sklavenmoral" überschriebene Lied treuer Vatersorge:

Mein Junge, du wirst zu treu und zu gut —
Fast möcht' ich dich wecken!
Ich seh's mit schwellendem Stolz — und ich seh's
Mit wachsendem Schrecken.

Dein Auge feuchtet ein keuscher Glanz
Wie Tau einer Blüte;
Es atmet durch deinen weichen Mund
Die träumende Güte.

Dir zuckt's um die Lippen bei fremdem Schmerz,
Und du willst ihn lindern —
Ein wunderbares, befremdliches Ding
Bei der Menschen Kindern.

Paſſ' auf, ſie werden dich früh genug
Vor den Karren ſpannen,
Und haſt du die Laſt zu Berge geſchleppt,
Man hetzt dich von dannen.

Weh dir, wenn ein Gott in den Geiſt dir gelegt
Gewalt des Propheten —
Sie werden überbrüllen dein Wort
Und im Kot dich zertreten.

Du wirſt ſie mit blankem, ſauſendem Schwert
Zum Siege führen —
Dann aber wirſt du dich krümmen im Staub
Vor ihren Türen.

Ich ſeh's um deine zarte Stirn
Wie Dornen und Blut —
Und ich reiße dich wild ans hämmernde Herz
In aufjubelnder Glut.

Sodann den entzückenden Ausbruch des Jubels, als ſein Kind nach der Krankheit geneſen iſt:

Ein Freudentag.

Jaja, ich hab' mir 'ne Pfeife gekauft,
Eine Tabakspfeife von Ton!
Ja, Weibchen, ja: der „Ökonomie"
Und aller Vernunft zum Hohn!

Haha, ich hab' mir 'ne Pfeife gekauft,
Eine ſtattliche Pfeife von Ton,
Wie ſie Mynheer van Holland raucht,
Der reiche Zuckerbaron.

Ja lache nur, Weib, du haſt ganz recht:
Ich rauch' überhaupt keine Pfeif';
Doch weil ich ſo überglücklich war,
So mußt' ich ſie kaufen: begreif'!

Daß unſer Junge nun wieder geſund,
Das machte mich wunderfroh,
Und bin ich vergnügt, ſo kauf' ich was,
Ganz einerlei was und wo.

Und bin ich vergnügt, ſo verſchwend' ich was,
Leichtſinnig, wie ich nun bin,
So bin ich geboren, ſo ſterb' ich einſt,
So leb' ich inzwiſchen dahin.

Und ſiehſt du: ſo hab' ich die Pfeife gekauft;
Iſt ſie nicht ſchön und lang?
Ich gab, bei Gott! eine Mark dafür,
Ein Markſtück rund und blank.

Die Pfeif' in der Hand, so schlendert' ich hin
Und sang und summte beglückt.
Die Spießer glotzten und stießen sich an
Und grinsten: „Der ist verrückt."

Und wenn du, mein Liebchen, dasselbe meinst,
Ich stell' es dir gänzlich frei.
Ich hab' meine Pfeife von feinstem Ton:
Da, Junge, schmeiß' sie entzwei!

Und nun statt alles Ferneren nur noch das einzig herrliche Gedicht:

Glück.

Um einen Trunk bat mich zur Nacht mein Kind,
Mein wilder Kamerad in Spiel und Scherzen.
Sein Stimmchen bettelte so warm und lind —
Und reiche Liebe strömte mir vom Herzen.

Es schaute groß und still mich an beim Trinken
Und gab verschwieg'nen Dank, indem es nahm,
Und schien in meinen Anblick zu versinken,
Als tränk' es mit, was mir vom Herzen kam.

Wer ist wohl imstande, sich dem Zauber solcher Lieder zu entziehen? Wahrlich, wer das könnte, der müßte selbst ein armer Mensch sein, der müßte selbst nie die Wonne verspürt oder auch nur zu spüren gewünscht haben, in eines Kindes Auge Liebe hineinzustrahlen, von Kindeshand Liebe zu empfangen! Ich lege ein Hauptgewicht darauf, mehr als es vielleicht je vor mir geschehen ist, unser Volk auf diese Seite der Otto Ernstschen Dichtung hinzuweisen; ein warm goldener Schimmer, auf dem der Blick, nie ermüdend, mit Wohlgefallen ruht, geht von der Lyrik aus, die er seinen Kindern gewidmet hat.

Die Familie ist für Otto Ernst eine Welt an sich, aber, — und da haben wir gerade den besten Beweis, daß er nun nicht etwa im kleinen Kreise haften bleibt und sich vor der Welt da draußen verschließt, — er begreift die ganze Menschheit als eine große Familie, und in packender Art weiß er uns das Gewissen zu wecken: so ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit.

Das hat er nie so deutlich erkannt wie zu jener Stunde, da er vor dem düsteren Steinkolosse eines Zuchthauses stand. Furchtbar ernst ist da das mahnende Wort: „Das bist du!" — vor ihm aufgestiegen:

Wer fiel von diesen, deren Klageruf
An unbarmherzig kalte Mauern gellt —
Wer fiel in Schande, weil du mitleidslos
An seinem Jammer einst vorübergingst,
Als er noch gut war, doch vom Glück verlassen?

Wer fiel in Schande, weil du ihn verkannt?
Wer fiel in Schande, weil du seiner Jugend
In frevlem Leichtsinn eitle Lehren gabst,
Die abwärts führten, statt hinauf zum Lichte?

Die ihr das Haupt so frei zum Himmel hebt,
Vergeßt mir nicht in eurem guten Herzen,
Daß hinter diesen grauen Kerkermauern
Ein redlich Teil von eurer Sünde wohnt,
Und laßt in eurem Innern wiederhallen
Den wilden Schmerzensschrei der hier Begrabnen,
An deren Fuß die schwere Kette klirrt
Und die verdammt sind — auch um eure Schuld! —

Das ist ein Abglanz wahrer Nächstenliebe, der hier einen ebenso beredten Ausdruck findet, wie in dem großartig schaurigen Gemälde „Sibirien“:

Sibirien! — Phantasie, leg' dich aufs Ohr
Und schlafe! Deine Meistrin Wirklichkeit
Mischt Tränen, Blut und Kot auf der Palette
Und malt mit schonungslosem Pinsel uns
Ein Bild, vor dem dein heitres Aug' erblindet,
Ein Bild, vor welchem Teufel selbst erstarren
In Graun und Mitleid. —

Aber nicht nur in der unwirtlichen Ferne, auch in der eigenen Heimat findet er Stoff zu sozialen Schilderungen von beträchtlicher Wirkung. Ich erinnere an die Streik-Episode „Der Rädelsführer“. Ein Arbeiter tritt für seine Genossen in die Bresche, um ihnen bessere Lohnbedingungen zu erzielen. Das gelingt ihm, zugleich aber wird ihm seine Stellung gekündigt, und freudig opfert er sich für das Wohl seiner Nächsten und zieht ins Ungewisse, vielleicht ins Elend:

Die Räder sausen, das Eisen knirscht,
Die Kolben stampfen und fauchen;
Die Öfen glühen, der Brodem zischt,
Die Schlote flammen und rauchen.

Da schrillt ein Pfiff und — Mittag ist's!
Vom Werk die Hände lassen.
Das Bienenvolk der Fabriken schwärmt
Und flüchtet über die Gassen.

Am andern Ende des Ortes zieht
Von dannen der Rädelsführer;
Da strebt in den grauen Tag hinaus
Der Volkswut schnöder Schürer.

„Mit Weib und Kind! Da braucht's des Muts,
Der Herz und Hand mir stähle!"
Und ihm im Auge leuchtet die Kraft
Und die Ruhe der Heldenseele. —

Eine nicht geringere Erhärtung für des Dichters, allen Menschenkummer wie seinen eigenen Kummer fühlendes Mitleid legen die Worte ab, die er den „Enterbten" am Weihnachtstage zuruft:

Herbei, ihr Darbenden und Nackten all,
Vereint euch brüderlich am kalten Herd
Und feiert eurer stillen Hoffnung Fest.
Laßt einmal nur die Last des Kummers sinken,
Liebkost den frischen, duft'gen Tannenzweig
Und glaubt mit brünstigem, bewegtem Herzen,
Daß einst die Flur des Lebens neu ergrünt.
Erhebt die Herzen durch ein starkes Wort,
Und sprecht ihr dann vom großen Kampf der Welt:
Gewiß, daß eurem innern Blick erscheint
Das Rad der Zeit, von flammenden Gedanken,
Vom Sturme der Begeisterung beschwingt,
Die's treibt und treibt, daß goldne Funken sprühen.
Dann sollt ihr an die goldne Sonne denken,
Die ihr ersehnt und die gewiß einmal
In heil'ger Morgenröte kommen wird . . . .
Und sollt im leisen Lächeln dieser Stunde,
Im stumm-beredten Druck der Hand begehn
Das Auferstehungsfest der Unbesiegten.

Und auch für die Ärmsten der Armen, die Enterbten des Geistes „in jenem Hause, wo man Tiere bewacht und füttert, welche Menschen heißen", hat er eine Bitte zu Gott, in die leicht jeder mit einstimmen wird:

So laß mit ernstem Ringen dich erbitten:
Auf diese Stätte einen Tropfen Tod!
Des Todes Wolke laß auf diesen Greuel
Herniederfallen, den du nicht gewollt!
Denn, meine Brüder im Gebet, gewiß:
Jehova reut es, daß er diese schuf.
Die Bibel lehrt uns ja, daß er bereut.
Er will sich nur von diesem Irrtum nicht
So wohlfeil lösen wie durch jene Flut,
In der er alles Lebende ersäufte.
Wenn aber wir ihn bitten mit der Kraft
Inbrünstigen Gebets, wenn in die Hand
Wir ihm mit allem Schmerz des Mitleids fallen,
So muß sich ja sein göttlich Herz erweichen,

Und segnen muß er unsre Hände, wenn
Sie töten, was dem Tod geboren ward.
O seid versichert: Dankend und frohlockend,
Mit heißen Tränen himmlischen Erbarmens
Empfängt er den verlornen Staub zurück.
Fortströmen läßt er ihn von neuem dann
Ins All und — um unsäglich Leid zu lohnen —
Läßt er auf bess'rem Stern zu Tage keimen,
Was hier erlöst in Todesnacht versank,
Läßt er, was hier verdorrt am Zweige hing,
Den Morgentau des Paradieses trinken! —

Wir sehen an diesen wenigen Beispielen, die schnell zu vermehren wären, daß nichts Menschliches aus dem Gesichtskreise des Dichters herausfällt, daß er nach seinem Teil mit der vollen Stärke seiner göttlichen Gabe helfen und lindern will, wo er nur kann. Er hat mit Recht eine hohe Meinung von dem Berufe der Künstler:

Seltsam strömt's von den beredten Lippen,
Und in nie gehörten, heil'gen Lauten
Singen in prophetischer Begeistrung
Sie der Menschheit kommende Vollendung.

Wer die Seher sind? Wie oft, o Seele,
Rafftest du dich auf zu neuer Wandrung,
Wenn in sel'gen Tönen und Gestalten
Ihre Hoffnung sprach vom Paradiese! —

Denen, die des Lebens Meer befahren,
Die des Daseins Wüstensand durchschreiten,
Wenn Verzagen ihren Geist umdunkelt,
Hilft die wundertät'ge Fee Morgana.

Wozu aber das ganze irdische Ringen, wozu alle Hilfe, die einer dem andern als Bruder leisten soll? Das Ziel für dieses alles ist die große innere Befreiung, der unser Sänger zujubelt und für die er auch in seinen Gedichten mit seiner vollwertigen Persönlichkeit eintritt. Freiheit und Duldsamkeit! Das predigen seine Lieder und weihen sich damit über das menschlich Kleine hinaus der weltumspannenden, nirgendwo auf Schranken stoßenden Liebe. Man lese nur „Das Gesicht der Wahrheit". Ein Mann an Stolz und Trotz, ein Kind an Hoffnung ist für sein Verbrechen, daß er voller Begeisterung wider das Verdorrte und Abgestorbene gesprochen hat, zur schrecklichen Verstümmelung und zur Ausstellung am Pranger verurteilt worden. Da aber sein blutüberströmtes Gesicht in der Martermaschine vor dem Volke erscheint, so verstummen die Leute, die sich darauf gefreut haben, den Leidensträger noch mit Spott und Hohn zu überschütten, und schließlich:

Da schwirrt vom Markt ein Lerchenstimmlein auf
Und sieh, ein Kind, ein Mägdlein, steigt behende
Zum Schandgerüst empor und trägt ein Kränzlein
Von Löwenzahn, den es am Rain gepflückt.
Und streckt den Kranz empor und langt und langt
Und kann es nicht erreichen. Und ein Greis
Folgt ihm geschäftig, hebt das Kind empor,
Und in die nassen, wirren Haare drückt es
Mit leiser Hand den weichen, goldnen Kranz. —

Aus dieser Mär schöpft des Dichters Herz einen jungen Glauben an das Gute und an den großen Sieg des Wahren. In diesem Bewußtsein beugt sich sein Geist weder vor den Menschen, noch auch vor den entfesselten Kräften der Natur. Er hat seinen Stolz, der ihn selbst im Toben der Elemente durch Felsentürme nicht verläßt:

Vor euch nicht sink' ich in den Staub danieder:
Denn eure Donner sind mir Freudenlieder,
Das Herz erfüllend mit erhabner Lust.
Mag nur der Sturm in euren Klüften hausen!
Fliegt er vorüber mir mit Zornesbrausen,
Werd' ich der stärkern Schwinge mir bewußt.
In Nichts sollt' ich vor euch zusammenschrumpfen?
Hier sollte sich das Schwert des Geistes stumpfen?
Dies Schwert, fürwahr, zerspringt auf keinem Stein!
An seinem Stahl zerbrechen eure Blitze,
Mit ihm bewaffnet, dringt zum Himmelssitze
Der Wahrheit einst der Mensch, der Kämpfer, ein.

In ihm lebt die tröstliche Überzeugung davon, daß alle Grenzen, die zwischen den einzelnen Seelen und ihren Anschauungen künstlich aufgerichtet worden sind, einmal niedersinken müssen, — deshalb kann er in dem Gedicht „Dogma" triumphierend singen:

Aus allen Kehlen wird mit siegender
Begeisterung der Ruf erschallen: „Land",
Wenn einst an einem großen „Allerseelen"
Wir ans Gestade der Erlösung stoßen.
Dann wird des Jünglings trotzig kühnes Wort
Sich mit des Greises mild bedachter Rede,
Der kaum erwachten Kindesseele Stammeln
Sich mit dem Hauch aus Gräbern des Vergangnen,
Der Glanz im Tau, im schimmernden Gestein
Sich mit dem Licht im Blick des Adlers einen,
Und jeder Strom des Daseins wird erbrausen
Im endlichen Triumphgesang der Wahrheit.

Der unverwüstliche, aus dem regen Betrachten aller Dinge und ihres göttlichen Ursprungs herstammende Optimismus ist es, der

Otto Ernst niemals verzagen läßt. Überall sieht er die Leben und Frieden erzeugende Schöpfermacht wirken:

„In diesen Kämpfen!
Ringende Liebe!
Jauchzende Hoffnung!
Süßes Vertrau'n!
Brennendes Sehnen
Nach Licht und Freiheit
Stolzes Verlangen
Nach Schönheit und Recht!
Bald schon am Himmel
Leuchtet der Frühling,
Und wir Befreiten
Jubeln des Siegs!"

Der Unvergänglichkeits-, ja, Unsterblichkeitsglaube ist es, der seine Weltanschauung mit der blitzenden Krone des Idealismus schmückt:

Aufgehoben bleibt im Ganzen
Jedes Atems leises Wehn;
Einst an einem großen Morgen
Wirst du's lächelnd wiedersehn. — —

So sind wir diesem Dichter der Liebe auf seinem Wege zur Seite geschritten, und haben gesehen, wie er das Geringste, wie er das Erhabenste mit gleicher Treue und Vertrautheit umschließt, und ich glaube fest, jeder von uns, der einen Aufstieg der Menschheit wünscht, wird es mit Freuden begrüßen, daß wir in der Gegenwart, wo es für geistvoll und besonders gilt, möglichst pessimistisch trübselig um sich herum zu schauen, eine so durch und durch lebenbejahende lyrische Kraft besitzen wie Otto Ernst. —

Außer in der Gemüts- und Gefühlsdichtung hat er sich dann auch als Verfasser von Balladen und Romanen bewährt. Vornehmlich sind es Stoffe aus seiner meerumspülten Heimat, die er auf das glücklichste zu fassen und zu gestalten weiß. In „Nis Randers", in der „Sündflut", in „Timm Clasen", im „Gerechten Gevatter" und in dem großangelegten und schwungvollen Epilog „Chidhr" haben wir Prachtstücke aus poetischen Gattungen, die in den letzten Epochen unserer Literatur verhältnismäßig wenig mit Erfolg gepflegt worden sind.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß wir seinem Talente auch eine Anzahl treffender satirischer und humoristischer Gedichte zu verdanken haben, — es seien nur „Frau Beate Stupiditas" und „Eruption" erwähnt, — und daß er auch die Kunst kennt, feingeschliffene Epigramme als wohlgezielte Pfeile zu entsenden, so glaube ich in umfassender Weise ein Bild von Otto Ernstens Tätigkeit gegeben zu haben, soweit sie sich auf das Gebiet der Lyrik erstreckt.

Was ist nun eigentlich der Grund, weshalb diese Verse im Herzen ihrer Leser oder Hörer eine so tiefgehende und nachhaltige Wirkung erzielen? Diese Frage ist unschwer beantwortet: weil sie

eben der Ausfluß einer tatsächlich künstlerisch sehenden Persönlichkeit sind. Jedes der Gedichte ist eine in sich festbeschlossene Einheit. Ein Schwanken, eine Zwiespältigkeit in der Stimmung gibt es nicht. Es wird gleichsam der Kern einer Empfindung, von allem Überflüssigen befreit, rein und klar zur Anschauung gebracht. Eine über allem „Gemeinen" ruhende, aber alles Irdische begreifende Gesinnung läßt das Licht der Welt voll in sich hineinströmen und wandelt es kraft einer nach allen Seiten hin regsamen Phantasie in dichterisches Leben um. Daher auch die Mannigfaltigkeit in Otto Ernstens Poesie. Leicht fließt ihm das Wort; Bilder von überraschender Anschaulichkeit stehen ihm in Fülle zur Verfügung. Die Form eines Gedichtes gestaltet sich ihm anscheinend mühelos nach dem Inhalt. Das ist es ja, was den Dichter ausmacht, daß er nämlich seines Wesens und seiner inneren Erlebnisse einen harmonischen Ausdruck findet, und das ist es auch, was wir bei Otto Ernst in vollem Maße lieben können. Sicherste Meisterschaft in der Zeichnung und Wiedergabe des Seelischen, — eine ungekünstelte, stets vornehme Glätte des Verses, die nichts zu tun hat mit oberflächlicher Glattheit, sondern hinter der der Wissende wohl die sorgsamste künstlerische Arbeit wahrnimmt, — eine oft wie ein lautloser Jubel zu bemerkende Freude an der Schönheit und an dem Reichtum unserer Muttersprache und ein leichtes, aber gerade darum feingezügeltes Spielen auf ihrer ganzen Tonleiter, vom schlicht Volksmäßigen bis zum prunkvollen, doch immer echt bleibenden Pathos: da haben wir die Vorzüge, denen wir bei Otto Ernst begegnen und um deren willen seine Gedichte zu den auserlesenen gehören, die da bestimmt sind, einen dauernden Schatz des deutschen Volkes zu bilden.

✦ ✦
✦

Nur selten und fast immer mit einer gewissen Abneigung duldet es die Tageskritik, daß sich ein Schriftsteller auf den verschiedenen Gebieten der Poesie betätigt. Gerade der Dichter, der sich in einem Buche als bestimmten Charakter gezeigt hat, wird nun auch gern nach der Art dieses Buches ein für allemal eingeschätzt. Wer im Epos Erfolg hatte, von dem setzt es sich bei den Durchschnittskritikern merkwürdig fest, daß er nun auch bei seinem „Fache" bleiben müsse und nicht etwa nach anderen Kränzen greifen dürfe. Wer einen Band guter Lyrik veröffentlichte, dem wird nur zu rasch die Fähigkeit abgesprochen, Dichtungen zu schaffen, bei denen es auf das ankommt, was man äußere Handlung nennt. Ich rede hier nur von derjenigen Kritik, die uns so alltäglich begegnet. Die feineren Geister unter unsern Kritikern, — und wir besitzen solcher hervorragender Männer glücklicherweise eine ganze Anzahl, — gehen natürlich an

jedes Werk vorurteilslos heran, und es ist ihnen für ihre Meinung etwa über ein Drama sehr gleichgültig, ob der Verfasser bisher nur Romane geschrieben oder ob er von Beginn seiner Produktion an zum Theater geneigt hat. Die Durchschnittskritik jedoch, die durch die Überfülle der Erzeugnisse auf dem Büchermarkte zur Hast im Aburteilen des Einzelnen genötigt wird, scheint bisweilen geradezu verärgert zu sein, wenn jemand die Scholle, auf der er bis dahin ackerte, verläßt und sich anderswo anzusiedeln sucht. Aus solcher Mißstimmung heraus klingt dann die Ansicht über das Neue, Unerwartete oft schroffer, als es für den Schriftsteller, der sich mit vielem Ernste und unter vielen Kämpfen einen erweiterten Kreis für seine Gestaltungskraft erobern möchte, gut sein kann.

Ich glaube dabei gewiß nicht an ein Übelwollen der Kritik gegen irgendeinen Dichter; ich tadele sogar die verbitterte Art, in der häufig von Schriftstellern über die Rezensenten gesprochen wird. Der Stand unserer Kritik, auch derjenigen, die zu eilig einsetzen muß, um gründlich sein zu können, ist im allgemeinen hoch zu nennen. Die meisten dieser Männer, die in kurzer Zeit berufsmäßig einen Wust von Büchern „erledigen“ müssen, bewahren sich trotz der großen Last eine lobenswerte Gewissenhaftigkeit des Urteilens, und so mancher, der vielleicht aus unglücklicher Liebe zur Dichtkunst in das Amt eines Kritikers hineinkam, hat einen freudigen und idealen Sinn dafür, nun wenigstens durch sein Wort anderen, die sich, begünstigter als er selbst, dem poetischen Schaffen hingeben durften, zu helfen, sie zu fördern. Also: wir Schriftsteller werden unsererseits der Kritik durchaus nicht gerecht, indem wir ihr Ungerechtigkeit und Unverständnis vorwerfen, weil sie uns etwa absprechend behandelte.

Aber als menschlich an sich wohl zu begreifen ist es immerhin, wenn Talenten, die sich durch ein Werk oder gar durch mehrere Werke besonders tüchtig und vielleicht bahnbrechend nach einer bestimmten Richtung hin erwiesen haben, nun auch für gewöhnlich zugemutet wird, daß sie auf ihrem Wege beharren sollen. Dies Verlangen ist nicht nur das Ergebnis eines Vorurteils, sondern es läßt sich mit der Erfahrung begründen, daß in der Tat wie in den anderen Berufen, so auch in unserer Literatur, und man darf sagen: in der ganzen Kunst die Entwickelung mehr und mehr zum Spezialistentum hindrängt. Leider! Denn die Sonderstellung, die der einzelne Schriftsteller dadurch einzunehmen gezwungen ist, bedeutet zugleich, daß er nur einen engen Ausschnitt der Welt sieht, ja, sehen soll. In der Wiedergabe dieser seiner eigensten Ideen kann er technisch Herr werden, aber unzweifelhaft wird er auch zu einer Einseitigkeit kommen, die mit dem wahrhaft künstlerischen, dem allumfassenden Schauen nicht viel zu tun hat.

Ich meine deshalb, die Kritik sollte einen Dichter, der sich redlich bemüht, Wandlungen durchzumachen, bei diesen Versuchen, wenn sie auch zunächst nichts Bedeutendes zeitigten, eher ermuntern, als daß sie ihn immer wieder auf seinen Ursprung zurückweist und von ihm fordert zu bleiben, als was er einmal abgestempelt worden ist.

Denn das kommt hinzu und ist seltsam genug: dieselben kritischen Stimmen, die den vorwärtsdringenden Schaffenden mit warnendem Ruf aufhalten wollen, klagen gleichzeitig über ewige Wiederholungen, sobald jemand ihrer Weisung gehorcht und sich vor dem Weiterschreiten hütet.

Die Kritik hat in ihrer Macht, zu hemmen und zu begünstigen, eine große Verantwortung zu tragen. Muß schließlich jeder Dichter sich so entfalten, wie es in seiner Natur liegt, so wäre es doch gänzlich verkehrt, wollte er des öffentlich ausgesprochenen Urteils nicht achten. Am Gewissen der Kritik das eigene künstlerische Gewissen zu schärfen, deucht mir etwas sehr Nutzbringendes, und wer sich anstellt, als gälte ihm die Kritik nichts, der gesteht damit meiner Ansicht nach nur ein, daß er zu jener bequemen Selbstzufriedenheit herabgesunken ist, die sich mit unklarem Freundes- und Gevatterlobe begnügt und das Talent unheilbar verstumpfen läßt. Je schärfer die ehrliche Kritik ist, um so mehr kann sich der wirklich am Schliffe seiner Gaben Arbeitende bei ihr Rat und Hilfe holen. Es ist zu bedauern, daß sich in so vielen Fällen Kunst und Kritik als Gegner empfinden, wo doch das Gefühl des Miteinanderwirkens für die höchsten Ziele, für die Verkörperung des Schönheitsgedankens auf Erden, das einzig Ersprießliche wäre. Sicherlich hat der Kritiker die Pflicht, im Bewerten einer Dichtung sich selbst als das Maß der Dinge anzusehen. Sobald er nicht von einer Art Unfehlbarkeit seines Geschmackes überzeugt ist, vergeht ihm die Möglichkeit, sich über ein bestimmtes Werk bestimmt zu äußern. Denn er wird zaghaft werden, weil er es für denkbar hält, daß sein Urteil schief sein kann oder daß andere, dasselbe Werk anders Abschätzende auch Recht haben könnten. Es bedarf also jemand, der sich zum Richter aufwerfen will, bei aller Sorgfalt der Erwägungen einer Unbeirrbarkeit im Aussprechen. Diese unerläßliche Eigenschaft des guten Kritikers sollte der Schriftsteller allemal achten und anerkennen, und er kann das auch, wofern nur aus den noch so zufassenden, noch so sehr das absolut Künstlerische beanspruchende Urteil das Gemüt hervorleuchtet, — der köstlichste Besitz des Menschen, ohne den er bei noch so durchdringendem Verstande weiter nichts ist als eine tönende Schelle.

Wie oft begegnet man, um auch das hier noch zu streifen, unter Schriftstellern der Empfindsamkeit dawider, daß die Kritik den Werken Verstorbener so ganz anders — wie man es nennt: objektiver und

damit milder gegenübersteht als allem, was der Feder der noch Lebenden entfließt. Auch die Klage ist nicht richtig. Das verschiedenartige Verhalten der Kritik hat seinen tiefen Grund. Wer noch im Lichte steht, der soll auch noch lernen, an dem ist noch zu modeln, an den knüpfen sich noch Hoffnungen und Befürchtungen, und der Urteilende, der sich wahrhaft im Dienste der Kunst fühlt, ist sich der Verpflichtung bewußt, nach Kräften die Schlacken vom Feuer eines Talentes fortzuräumen, damit es hell brennen und wärmen kann. Das Schaffen jener aber, die nicht mehr bei uns weilen, hat die Kritik lediglich als ein wohlzuverwahrendes Erbe zu betrachten, aus dem so viel Gutes als nur möglich für immer herausgehoben werden soll.

Aus allen diesen Ursachen kann ich in den oft geradezu verbissenen Ton nicht einstimmen, den man in der Künstlerwelt zum großen Teil gegen die Kritik anschlägt, — alles, was der Dichter verlangen muß, ist, denke ich, daß ihm völlige Beweglichkeit geschenkt wird und daß man ihm nicht sein Schifflein, wenn es in irgendeiner Bucht einmal eine treffliche Fahrt beendet hat, nun auch dauernd vor Anker legt. Die Kritik soll die Zwecke des Dichters billigen, dann wird sie ihm wohltun, wenn sie ihm auch gelegentlich Schmerzen bereitet. —

Neben denjenigen Dichtern nun, die sich von ihrem ersten Felde nur zaudernden Fußes auf das Nachbarfeld hinüberwagen und gerade durch ihr schüchternes Tasten oft die Bedenken der Kritik erst wachrufen, gibt es Naturen, die sich, man möchte sagen, rücksichtslos Raum verschaffen und auf die Art derlei Untersuchungen, ob sie das Recht zum Schweifen in die Ferne haben oder nicht, von vornherein abschneiden. Zu diesen letzteren gehört Otto Ernst.

Schon in der Jugend spürte er den Beruf zum Theater in sich. „In jenen Kindertagen“, berichtet er, „hat sich die früh erwachte Flamme meines Begehrens unablässig genährt an den Gebilden eigener und fremder Phantasie. Ein immer klareres Bewußtsein von dem, was die eigentlichste Nahrung dieses Feuers war, ergriff mit siegender Gewalt Besitz von meiner Seele — so mußte denn seine Glut alsbald mit einer Kraft emporschlagen, die zu ersticken mir niemals mehr gelingen konnte. Ein namenlos heftiger Drang trieb mich zur Bühne. Seitdem ich, ein Sechzehnjähriger, zum ersten Male vor meinen Studiengenossen mit blindwagendem Mute mir selbst die Zunge löste und die überströmende Wonne des leidenschaftlichen Gestaltens durch Worte ausströmen ließ, seitdem es mir gelang, alle Herzen im Sturm mit fortzureißen und sie zu tief ergriffener Bewunderung des erhabenen Dichterideals zu zwingen — seitdem ward ich mehr und mehr inne, daß der Beruf zur Menschendarstellung unausrottbar tief in meine Brust gelegt sei. . .“

Für all das, was er dem Volke zu sagen hatte, war ihm das Gewand der Lyrik bald zu enge. Das lebhafte soziale Element in ihm verlangte nach der Möglichkeit, sich breit hin auslassen zu können: seiner Streiternatur entsprach es nicht, sich mit der stillen Schilderung des Gefühlsmäßigen zu begnügen. Er mußte an die Stelle, von wo aus jegliche Stimme die stärkste Resonanz finden kann: auf die Bühne. Und so trat er im Jahre 1895 mit seinem ersten Drama „Die größte Sünde" an die Öffentlichkeit, und zwar war es die Neue Freie Volksbühne in Berlin, die diese Jn tyrannos-Tragödie gegen die Gewaltherrschaft der religiösen Gewohnheitsmächte aufzuführen wagre.

Obschon uns dieses Stück in der Bearbeitung von 1901 vorliegt, sei es doch hier zuerst behandelt, weil es Otto Ernstens frühestes dramatisches Lebensbekenntnis ist.

Der Nationalökonom Wolfgang Behring ist der Vertreter einer im Staatlichen wie im Religiösen liberalen Gesinnung, die allerdings mit dem äußersten Konservativismus und der strengsten Orthodoxie das gemeinsam hat, daß sie sich gegen Andersgläubige schroff ablehnend verhält. Wir sind heutzutage über diese Art von Liberalismus schon hinausgewachsen; und wir hüten uns auch, Typen auf das Theater zu bringen wie den in der „Größten Sünde" vorkommenden Pastor Meiling, dessen ganzer Glaube sich in einer gar zu leicht zu widerlegenden Salbaderei austut. Doch einerlei! Der Dichter hatte sich die Aufgabe gestellt, die Probe auf seine eigene damalige Überzeugung zu machen. So schuf er den Brausekopf, der sein Vermögen in einer höchst unproduktiven sozialistischen Produktiv-Genossenschaft verloren hat. Behring fristet sein Leben mit dem Ertrage von Privatstunden, — es ist ihm aber gelungen, sich das Herz Magdalenens, eines Mädchens aus reichem Hause, zu gewinnen. Nach menschlichem Ermessen wird er also nicht mit der Sorge um das tägliche Brot zu kämpfen haben, sondern seinen befreienden und weltbeglückenden Ideen nachhängen und für sie wirken können. Indessen schürzt sich der Faden seines Schicksals rasch und verhängnisvoll. Seinem künftigen Schwiegervater, einem Großkaufmann Wöhlers, sind Wohltätigkeit und Religion lediglich Mittel zum Zweck, um Orden und Titel zu erhalten; es ist allerdings etwas bedenklich anzunehmen, daß ein solcher, ganz und gar materiell gesinnter Mann, dem eine höchst oberflächliche Frau zur Seite steht, in die Verlobung seiner Tochter mit einem umstürzlerischen Geiste eingewilligt haben soll, noch dazu, wo Behring gegen ihn und den geistlichen Freund des Hauses eine sehr offenherzige, eigentlich schon mehr grobe Sprache führt. Der junge Mensch erspart nämlich den konservativen Hütern von Staat und Kirche nichts Bitteres. „Ihren

Gott", ruft er einmal aus, „habe ich verloren, und ich bin jetzt eifrig dabei, einen neuen zu suchen." Und da der Pastor diejenigen, die sich von der Kirche trennen, zum Pöbel rechnet, so antwortet er: „Sie suchen den Pöbel an einer völlig verkehrten Stelle, Herr Pastor. Der Pöbel bildet doch immer den Troß der machthabenden Majoritäten. Seine Gesinnung ist Faulheit und Feigheit. Mit einer winzigen Minderheit sich gegen die allgewaltige Kirche erheben, — ich wüßte nicht, wo hier ein Merkmal des Pöbelhaften wäre". Und weiter heißt es: „Ein Staat, der auf Gleichheit der Pflichten sich gründet, muß, er muß ganz einfach für alle auch das gleiche Recht der Gewissensfreiheit anerkennen". Schließlich kennzeichnet den Stürmer auch noch folgende Rede: „O, über dies zarte Gefühl unserer Mitbürger — wo macht es sich nicht in der unzartesten Weise breit! Es genügt ihnen nicht, daß du ihre Gefühle achtest — nein, du mußt die Hände falten und die Augen niederschlagen und ihrem Gott ins Antlitz heucheln: sonst verletzest du ihr „Gefühl"! Unsere Gefühle aber darf man ungestraft mit Füßen treten: von der Kanzel, vom Richterstuhl, von der Tribüne des Parlaments, vom Throne herab darf man uns Ehre und Pflichtgefühl, Menschlichkeit und Gewissen absprechen und uns in einem Atem nennen mit Verbrechern und Schurken!"

Nun stellt sich im Laufe eines Gesprächs heraus, daß Wolfgang nicht die Absicht hat, seine Ehe mit Magdalene kirchlich einsegnen zu lassen; darob weist ihn Wöhlers aus dem Hause, das Mädchen aber ist vor die schwere Wahl gestellt, ob es dem liebenden Herzen oder dem konventionellen Zwange folgen will. Für meinen Geschmack wird dieser Konflikt mit einiger Gewaltsamkeit heraufbeschworen. Denn der junge Nationalökonom konnte vom ersten Tage an, wo er bei Wöhlers verkehrte, überhaupt nicht daran zweifeln, daß die Schwiegereltern das Zusammenleben ihrer Kinder nach den Regeln der Sitte geordnet wissen wollten, und er hätte sich, wofern er für sein Dasein etwas anderes verlangte, gerade der Tochter dieses Hauses nicht nähern dürfen, besonders da Magdalenens Seele, wie er trotz seiner Liebe merken mußte, lediglich seinen Gedanken als Echo dient und nicht vermag, aus Eigenem etwas Großes zu sein. So hat dieses Drama in den Voraussetzungen seine Schwächen, es bietet aber im Einzelnen des Kräftigen und Mutigen so viel, daß man über die Mängel wohl hinwegschauen kann. Außerdem entwickelt sich von hier an die Tragödie durchaus folgerichtig.

Magdalene hat gewählt: sie ist in Freiheit das Weib ihres Geliebten geworden. Die beiden Menschen leben innig glücklich zusammen, und ihr Bündnis, das nur auf Gott und die Liebe gestellt ist, wird mit einem Kinde gesegnet. Wolfgang erwirbt das für sich

und die Seinigen Notwendige durch Stundengeben und Schriftstellerei, er begeht aber die tragische Schuld, seine radikalen Meinungen in einem Vortrage offen herauszusagen, und muß nun nehmen, was ihm dafür geboten wird. Seine Gönner wenden sich von ihm; die Sorge zieht in das Heim. Dieser zweite Akt bringt uns ausgezeichnet geschaute Episodengestalten, so den Zeitungsträger Roloffs, den Wolfgang trotz eigener Armut unterstützt, dann den gemütvollen, ebenfalls freigeistigen Schneidermeister Stein, besonders aber den Dr. Scharff, der in seiner ätzenden, blasierten Art an Ibsensche Personen erinnert.

Wolfgang ist in den Zustand des Schwärmers geraten. Sein Weib hängt treu an ihm; sie schildert ihn ganz richtig, indem sie spricht: „Du guter, herrlicher Mann — der nur den einen Fehler hat —“ „Und welchen“? fragt er. „Daß du dir zu leicht Hoffnungen machst“. „Ja“, erwidert er, „wohin kämen wir Menschen ohne Hoffnung? Ist sie nicht das tägliche Brot der Seele“?

Wohl recht, wie aber, wenn nun das Brot des Leibes ausbleibt? Für Magdalene, die an unbeschränkte Mittel Gewöhnte, ist es etwas Entsetzliches, Schulden zu haben und diese Verbindlichkeiten noch dazu nicht lösen zu können. In ihrem Herzen lebt auch die Geneigtheit, dem Pastor Meiling zu gehorchen, der sie besucht hat, um sie zu beeinflussen, daß die Ehe nachträglich vor dem Altare geweiht und ihr Kind getauft wird. Die übrigens sehr verständliche Absage der ganzen Stadt an Wolfgang wegen seiner Rede bleibt nicht das einzige Unglück. Das Manuskript eines Romans, auf den er große Hoffnungen gesetzt hat, sendet man ihm als zum Drucke ungeeignet zurück, kurzum: die Möglichkeit, sich Geld zu verschaffen, wird dem jungen Paare durch Wolfgangs Handlungsweise so gut wie ganz unterbunden. Er mag ja im Grunde nicht unrecht haben, wenn er auf die Vorwürfe seines Freundes Scharff entgegnet: „Nicht ich mache diese Leute ungläubig; sie kommen glaubenslos zu mir. Selbst wenn ihre Lippen noch das Alte bekennen, in ihrem Herzen haben sie längst mit jenen Glaubenssatzungen gebrochen; sie sind ihnen nicht Trost und nicht Hoffnung mehr. Freund, was den Unglauben anwachsen läßt wie Lawinen, das ist stärker als unsere Reden und die Reden der Priester. Es ist das Frühlingstreiben einer neuen Zeit, das die vermoderten Überlieferungen vergangener Sommer in alle Winde treibt. Diese Bewegung wächst unaufhaltsam und kann nicht wieder aufhören zu wachsen. Und die das am verzweifeltsten leugnen: die Geistlichen — erkennen es am deutlichsten“.

Aber darum ist sein Gehaben doch schließlich als fanatisch und eigensüchtig zu bezeichnen: er bedenkt nicht, daß er gegen Frau und Kind Pflichten übernommen hat und daß Menschen wie er nur dann

schuldlos bleiben können, wenn sie sich völlig allein halten. Der dritte Akt stellt in psychologischer Beziehung den Höhepunkt dieses Erstlingswurfes dar. Allerdings streift Wolfgangs Starrsinn und sein Gefühl, von der Welt gemartert zu werden, allmählich an das Pathologische heran, und trotzdem kann man diesem Manne, der alles für seine Überzeugung erdulden will, die Achtung nicht versagen.

Es ist ein furchtbares Ringen, das er zu überstehen hat. Sein Weib ist innerlich längst gebrochen. Sie bereut wohl gar, ihm ungetraut gefolgt zu sein. Jedenfalls ergreift sie, da ihr Kind nun schwer erkrankt ist, die Gelegenheit, um ihren Mann auf den Weg des von ihm mit wahrem Hasse befehdeten Christentums zurückzuführen. Scharff selbst nennt Wolfgangs Beharrlichkeit einen unsinnigen Kampf, den er nie gewinnt. Wolfgang aber antwortet ihm: „Ich kämpfe ja nur für mein bißchen Ehrlichkeit“! — Nur eine geringe Hoffnung noch besteht, das Kind am Leben zu erhalten; da setzt mit aller Gewalt das weibliche Gemüt ein.

In einem großen, bedeutsamen Auftritt spricht diese Frau es aus:

„Wenn er nun stirbt, wenn unser Richard nun stirbt — wir — wir haben ja die Schuld“.

Wolfgang: Magdalene! Was sagst du da? Fühlst du dein Gewissen beschwert? Hast du etwas versäumt?

Magdalene: Wir, wir, Wolfgang — wir haben ja alles versäumt, und Gott sucht uns furchtbar heim! Siehst du in all den Schlägen, die uns treffen, nicht die strafende Hand Gottes?

Wolfgang: Nein, wahrhaftig, ich habe in diesen grausamen Peinigungen nichts von einer göttlichen Hand empfunden.

Magdalene: O kehr' um, Wolfgang, vielleicht ist es noch Zeit — ich fürchte mich vor dir — frevle nicht mehr gegen Gott; wir haben genug gefrevelt! —

Wolfgang will auch jetzt noch nicht nachgeben: „Sieh, ich — ich will dir ja beweisen, daß ich nicht kann. Sieh — alle beugen sich vor der Kirche — alle fürchten sich vor ihr. Der ungeheure Troß der Unmündigen steht auf ihrer Seite — das ist ja ihre große Gewalt. Und der König leiht ihr zum Überfluß seinen starken Arm. Und gegen diese Priestergewalt, die die Gewissen der Menge in so ganz — so ganz falsche Bahnen lenkt — und die ewig ihre Hand ausstreckt nach der menschlichen Freiheit, gegen diese Gewalt flammt ja in mir ein wilder, nie verlöschender Trotz! Das ist ja mein ganzer Kampf, Magdalene! Ich würde ja vor Scham in die Erde sinken müssen vor den Tausenden, denen ich zugerufen habe: Es ist niedrig und schändlich, sich gegen seine Überzeugung zu beugen vor den Tyrannen des Gewissens!“

Magdalene aber denkt nur an ihr Kind. Wenn es dahingeht, ohne getauft zu sein, so ist es nach ihrem Glauben für die Ewigkeit verdammt. Sie wirft Wolfgang vor, daß er der Mörder seines Knaben sei. Da fühlt der verhetzte Mann das Band zwischen sich und seinem Weibe zerrissen. Er stößt ihre Hand weg: „Wir sind nicht mehr eins. Gut denn. Du hast so viel Recht an dem Kinde wie ich — tu, was du willst“.

Ein Geistlicher, ein durchaus sympathischer und also ganz anderer Mann als jener Meiling, steht bereit, die heilige Handlung an dem Kinde zu vollziehen. Es ist zu spät. Das Kind ist schon gestorben, während die Mutter um sein Seelenheil rang.

Im vierten Akte tragen Wolfgangs Gegner einen scheinbaren Sieg davon. Der Mut des Schwärmers liegt darnieder, denn Magdalene ist durch die inneren Erschütterungen und das äußere Elend gleichfalls schlimm erkrankt. Was soll Wolfgang tun? Er weiß sich, da er nicht arbeiten kann, und wenn er es auch könnte, seine Arbeit nicht mehr zu verwerten vermag, keinen anderen Rat, als den Vater seines Weibes um Hilfe anzugehen.

Diesem liegt nun an einer Aussöhnung viel, denn man ist hohen Ortes über den Skandal in seiner Familie entrüstet, und es steht für den Ehrgeizigen auf dem Spiele, ob der Landesfürst ihm Auszeichnungen verleihen will oder nicht. So kommt ihm Wolfgang gerade recht. Möglich ja auch, daß in dem Geldmenschen, als der Wöhlers geschildert wird, noch ein Fünkchen Liebe für sein Kind schlummert. Er geht auf Wolfgangs Flehen ein; an Mitteln, um Magdalene wieder gesund zu machen, soll es fortan nicht fehlen, aber die Bedingungen dafür sind hart: das Bündnis der beiden Menschen muß die kirchliche Weihe erhalten, und weder durch Reden noch durch Schriften noch durch sonst irgend etwas darf Behring die Familie seines Schwiegervaters ferner bloßstellen. Behring sagt zu allem ja, was von ihm gefordert wird. „Sie so mit sehenden Augen dem Tod überlassen — das kann ich nicht,“ erklärt er. An dieser Stelle gewinnen wir den Helden wahrhaft lieb, weil er uns zeigt, daß ihm das rein Menschliche jetzt doch über seiner starren Weltanschauung liegt, die eigentlich auch gar nichts andres ist als ein Dogma, also jenes kaum einer Entwicklung fähige Ding, das Wolfgang bei seinen Gegnern als verabscheuenswert mit allen Kräften bekriegt. — Der letzte, etwas breit angelegte und mit zu langen Reden ausgestattete Aufzug bringt die einzige Lösung, die nach dem Charakter des Handlungsträgers möglich ist. Magdalene hat eine Reise in den Süden gemacht und ist genesen zurückgekehrt. Ihre Eltern haben ihr und ihrem Manne ein behagliches Haus geschaffen; das Paar kennt, nachdem es alles getan hat, was die Welt von

ihm verlangt, keine Bedrängnis mehr, d. h. so weit es sich um die äußeren Verhältnisse handelt, denn innerlich ist ihre Not größer geworden, als sie je zuvor war. Wolfgang empfindet sich als Verräter an seinem Heiligsten; wohl hat er, nachdem ihm sein Schwiegervater die Bedingungen stellte, erst noch alles denkbare Andere versucht, um seinem Weibe die Erholung geben zu können. Da ihm aber nichts glückte, so verkaufte er sich tatsächlich, und Magdalene klagt: „Es vernichtet ihn. Dieser starke, sonnenklare Charakter — vernichtet, gebrochen — gebrochen um meinetwillen, die ihn im schwersten Augenblicke so erbärmlich verlassen hat . . . Jetzt stehen wir unter dem Segen Gottes — und unter dem Fluch der Lüge." Vielleicht würde sich sein Dasein nun so hinschleppen, seine Flügel würden lahm bleiben, sein Wille würde allmählich absinken, nach und nach würden sich seine Ansichten mehr der herkömmlichen, nützlichen Allerweltanschauung nähern, und er könnte noch ein würdiger Schwiegersohn des Hauses Wöhlers werden. Aber da tritt der einfache Schneidermeister Stein auf und erzählt, wie man ihn für eine freie Rede wegen Gotteslästerung zu Gefängnis verurteilt hat, wie er durch seine Gesinnung in die böseste Lage geraten ist und das Ärgste erleben mußte, und wie doch sein tapferes Weib ihn selbst noch auf dem Sterbebette ermutigt hat, bei seiner Überzeugung auszuhalten. „Hannis", hat sie gesagt, „mach du dir man keine Vorwürfe: laß die sich Vorwürfe machen, die da schuld an sind. Wenn es 'n lieben Gott gibt, denn will er auch gewiß nich, daß wir scheinheilige Heuchler sein sollen."

An dem Beispiel dieser schlichten Seele erkennt Wolfgang, was er für einen Frevel begangen hat, und bricht in die tief schmerzlichen Worte aus: „Wahrlich, ich sage euch: Die hündische Feigheit, daß wir nicht sagen: Ich glaube, was ich glaube, daß wir unsern Gott dreimal verleugnen vor Soldknechten und Lumpen: das ist die Sünde wider den heiligen Geist, und — beim Himmel — sie ist so schwer und groß, daß sie niemals vergeben werden kann, niemals — niemals!"

Stein bietet ihm das Amt eines Vorsitzenden in einem Freidenkerbunde an, Wolfgang darf indessen nicht annehmen, weil er sich ja seine freie Meinungsäußerung hat abkaufen lassen. Magdalene, sich über ihre bisherige, nicht eben bedeutend zu nennende Gesinnung erhebend, sieht ein, daß ihr Mann sie, für die er zum Judas am Höchsten geworden ist, nicht mehr lieben kann. Er gesteht ihr das auch selbst: „Weib — und um deinetwillen habe ich mich zu dem gemacht, was ich bin, um deinetwillen habe ich die Menschheit in mir besudelt. Hast du jemals gehört von den Frauen, die ihren Leib, ihre Reize, ihr Schamgefühl verkaufen für Geld? Die die zärtlichsten, süßesten Gefühle beschmutzen mit dem Unrat Geld?

Sieh, was diese Frauen sind, das ist ein Mann, der seine Überzeugung verkauft, das bin ich."

So wirft er ihr das Schlimmste vor, was nur je ein Mann seiner Frau gesagt hat, und da wird sie des Geistes, aus dem heraus Wolfgang sein Leben hätte führen mögen, endlich wert! „Aber ich will, daß du mich liebst — und du wirst mich lieben. Ich habe dich entehrt — laß mich zu Ende reden: ich habe dich entehrt. Wäre ich die Frau gewesen, die ich dir versprach — es wäre alles anders gekommen — und wär' es so gekommen, du hättest mich sterben lassen und hättest dich aus deinem Schmerze größer, stärker, mutiger wieder erhoben. — Aber ich hatte dich verwirrt; ich hatte dich im Stich gelassen in der größten Not. Du hast mein Leben erkauft — dir gehört es — und dir will ich es geben."

Sie selbst bietet ihm die Todeswaffe dar, und indem er sie mit den Worten umarmt: „Also ist es doch noch einmal gekommen — das Glück — das Glück, —" führt er sie dem gemeinsamen Sterben zu.

* * *

„Die größte Sünde" ist ein Gemälde grau in grau. Die eigenen bitteren Erlebnisse, wie sie einem freiheitdürstenden Geiste nach Otto Ernstens Art nicht erspart bleiben können, und auch wohl Beobachtungen des gleichen Leides bei Gesinnungsfreunden haben in diesem Drama ihren Niederschlag gefunden. So konnte es leicht geschehen, daß der Dichter, gerade wo er mit flammenden Worten das Evangelium der Toleranz predigen wollte, die andere Partei nicht milde und verstehend genug ansah, oder sie doch wenigstens nicht mit jener Objektivität betrachtete, die der Künstler allen seinen Gestalten gönnen soll. Jedenfalls hatte Otto Ernst in seinem ersten Theaterstücke noch nicht den Humor gefunden, der seinen späteren Bühnenwerken den Stempel des Befreienden aufdrückt.

Aber es dauerte garnicht lange, bis er an diesem Ziele angelangt war. Im Jahre 1899 fand auf dem Dresdner Hoftheater die Uraufführung seiner Deutschen Komödie „Jugend von heute" statt, womit er sich denn für alle Zeit als Dramatiker einen Namen erworben hat. Auch hier handelt es sich um das Ringen verschiedener Weltanschauungen. Zwei Mächte wollen das Wesen eines im Grunde gesunden, arbeitsfrohen jungen Menschen für sich einnehmen. Hermann Kröger stammt aus einer Familie, wo die liberal angehauchte, aber doch eng denkende Behaglichkeit wohnt. Seine braven Eltern kennen keine andere Sorge als die um ihren Sohn, und ihre treuen Wünsche für ihn wollen ihm zu einer gesicherten, angenehmen Lebensstellung verhelfen. Daß der Mensch die äußere Gemütlichkeit hassen und

den Unfrieden, ja, die Unzufriedenheit lieber haben kann denn alle Ruhe der Welt, — das kommt den Alten nicht in den Sinn. Hermann selbst ist seiner soliden Natur nach auch seelisch der Sohn seiner Eltern. Bei dem durch Bildung erweiterten Gesichtskreise hat er sich das Herz für die Tüchtigkeit, das Bedürfnis nach Betätigung bewahrt und trotz seiner jungen Jahre auf dem Gebiete der Medizin, der er angehört, schon eine das Wissen vorwärtsbringende Entdeckung gemacht. Jetzt kehrt er heim; und gleichsam als die Symbole der Einflüsse, unter denen er da draußen gestanden hat, führt er seinen Eltern zwei Freunde zu: seinen Studiengenossen Erich Goßler und den Literaten Egon Wolf, beides Vertreter der Ansichten, die die Jugend leicht geneigt ist, aus Nietzsche herauszusammeln. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß es ein ganz falsch verstandener Nietzsche ist, mit dem diese Jünglinge herumprunken. Wer den gerade für bildsame Gemüter so gefährlichen Dichterphilosophen je richtig empfunden hat, der weiß, daß seine Lehre vom Übermenschen, wie stolz sie den Sterblichen gegen alles Niedrige und Gemeine, gegen alle Philisterei und Pedanterie machen will, — letzten Endes zu einer tiefen Bescheidenheit der Seele, zu einer großen Stille und Innerlichkeit des ganzen Charakters führt. Aber Erich Goßler und noch mehr jener Wolf haben sich ihren Nietzsche nach den Gelüsten ihrer eigenen Anlagen einverleibt; sie gehören zu den Vielzuvielen, die des Meisters Worte in Phrasen verwandeln, — sie glauben, zur Höhe des Idealmenschen emporzuklimmen, wenn sie die Absätze ihrer Stiefel recht roh in die Erde stampfen.

Diesen Halbgebildeten, die sich für die Blüte alles Jugendgeistes halten, ist Hermann so ziemlich verfallen. Er schämt sich der Einfachheit, mit der seine Eltern ins Leben schauen, er möchte sich in eben die Stimmung der Pietätlosigkeit hineingewöhnen, die bei seinen Freunden so selbstverständlich ist, weil sie selber hohl und leer sind. Er möchte ebenso am Leben leiden, wie die beiden andern jungen Menschen es — scheinbar — tun. Da gibt es Ungemütlichkeit und Hader unter dem elterlichen Dache. Vater Kröger ist stolz darauf, daß er seinem Sohne eine Assistentenstelle am Krankenhause verschaffen kann, aber Hermann hält sich für zu gut, um sich im Beamtentume binden zu lassen, und wird in seinem Widerstande gegen des Vaters Plan von Goßler immer aufs neue bestärkt. Dieser und der durch seine Trägheit ganz zum Schmarotzer gewordene Wolf nehmen in aller Seelenruhe die Gastfreundschaft der alten Krögers weitgehend in Anspruch und bedanken sich für das genossene Gute damit, daß sie den wackeren Leuten in unglaublicher Taktlosigkeit ihren vermeintlichen Nietzsche vorsetzen. Hermann meint, ihnen darin beistehen zu müssen, aber in der Form, wie er den Eltern

die Ansichten seiner Freunde verdolmetscht, liegt der Beweis dafür, daß er das Verständnis für sein Vaterhaus und überhaupt den Zusammenhang mit seinen Eltern nicht verloren hat. Er sucht zu vermitteln. Manche seiner Aussprüche klingen so, daß ihnen jeder beistimmen kann: „Wir modernen Menschen betrachten die Gemütlichkeit etwas argwöhnisch; sie wird so leicht spießbürgerlich stickig — muffig ." „Das ist ja das Unglück, daß die Menschen durchaus Arbeitssklaven sein wollen, auch wenn sie's gar nicht nötig haben. Deshalb kommen sie ja nie zu sich selbst, deshalb verstumpfen und verdumpfen sie ja so, das macht sie ja so plebejisch so gewöhnlich, mein ich, so unvornehm ". Ihm ist auch der Respekt vor der Größe im geistigen Leben früherer Zeiten nicht abhanden gekommen, häufig aber merkt man doch, wie sehr er sich zum Sprachrohr jener Jugend hat machen lassen, die eigentlich ach! so greisenhaft und müde ist. So, wenn er sagt: „Wir Kulturmenschen sind doch durch tausenderlei Gesetze und Rücksichten und Meinungen und Heucheleien so kraft- und willenlos geworden, daß es wirklich 'ne Wohltat ist, mal einen Menschen zu sehen, aus dem so die ungebändigte Tiernatur hervorbricht." Und ferner: „Ein Menschenleben hat in meinen Augen wirklich so wenig Wert "

Mögen nun auf der einen Seite die alten Krögers mit ihrer unveränderlich am Hergebrachten hangenden Gesinnung im Unrecht sein, da jeglicher Fortschritt getötet würde, wenn sich die Menschheit nur im Besonnenen, nur im Frieden, nur in der Genügsamkeit wohl fühlen wollte, mag auf der anderen Seite das Literatentum und die Betrachtung der Welt nur als Stoff für Diskussionen, wie sie von Hermanns Freunden betrieben werden, ebenso unfruchtbar als verderblich sein: ein Wesen tritt uns in dieser köstlichen Komödie entgegen, welches das richtige Beharrungsvermögen mit einem gesunden Trachten nach Freiheit in sich vereint, und das ist die Blumenmalerin Clara Hendrichs, — ein Mädchen, über das einfach Instinktive des Weibes hinaus mit bewußter Klarheit und Klugheit begabt, — ein Geschöpf, sinnenfreudig und voller herzlicher Liebe für Hermann. Dessen Irregeleitetsein sieht sie auf den ersten Blick, hält es jedoch mit ihrem Optimismus und vor allem mit ihrer Kenntnis von Hermanns wirklichem Wesen für durchaus nicht so gefährlich, daß er nicht wieder auf den rechten Weg gebracht werden könnte.

Es ist eine ungemein feine Ironie vom Dichter, daß sich Goßler, den doch sonst nichts auf Erden mehr reizen kann, sofort in dies helläugige junge Mädchen verliebt. Der nur mit dem Munde starke Schwächling flüchtet dahin, wo er Kraft wittert; er, der sich als abgeklärt hinstellt, wird sofort sinnlich erregt, wenn er Lebenslust, wenn er Bejahung des Daseins spürt. Und sogleich kommt ein häß-

licher Zug bei Goßler zum Vorschein: er sucht in Hermann, der mit idealistischem Ausdruck und hoher Achtung von Clara spricht, die Neigung zu Clara dadurch zu dämpfen, daß er sie schnöde herabsetzt. „Ich sage dir,“ so warnt er Hermann, „dieses Weib wird dir ja die Nerven einzeln aus dem Leibe zerren, sie wird dir ja —“ Und als Hermann erwidert: „Ich versteh gar nicht, warum du dich ereiferst —“, da bricht er heraus: „Weil ich ihr dich nicht gönne! Weil du mir viel zu gut bist für . . . Wenn du auch nur 'n Zeitmensch bist.“

Hier sehen wir den Übermenschen, der alle Lüge bekämpfen will, bis übers Knie schon selbst in der Unwahrheit waten. Hermann ist blind genug, die Kleinlichkeit, die ganz krasse Eigennützigkeit in dem Handeln seines Busenfreundes noch nicht zu erfassen. Er fließt über von Verehrung und Bewunderung für diesen Menschen: „Sieh, Muttchen, das war der Einzige unter meinen Studiengenossen, mit dem ich mich unterhalten konnte, der Einzige, der mir imponierte, der — der mir was sein konnte, was bieten konnte. Dieser unglaublich scharfe Verstand! Ich sage dir, er hat so — so ganze dicke Wände von Vorurteilen in mir niedergerissen, so daß ich mit einem Male Ausblicke bekam — Ausblicke, die ich — die ich nie geahnt hatte. Mit einem einzigen Wort hat er mitunter so ganze Haufen von Schutt in mir fortgeräumt —“

Es sieht aus, als ob die starre Gemütskälte alle die herzerwärmenden Werte besiegen soll, die für Hermann bereit liegen, um ihm ein in sich gesichertes und nutzvoll tätiges Dasein zu verschaffen. Der Zwist zwischen den Eltern und ihrem Sohne vergrößert sich immer mehr. Goßler, der den jungen Mediziner um jeglichen Preis von der praktischen Arbeit fernhalten will, hat — anonym — eine äußerst absprechende Kritik über Hermanns wissenschaftliche Entdeckung veröffentlicht. Aber diese nach Goßlers Charakter wohlgemeinte Gemeinheit hilft nichts. Anstatt daß sich Hermann dadurch vom Weiterforschen abgeschreckt fühlt, wird er nun erst recht dazu angefeuert, die Richtigkeit und Wichtigkeit seiner Versuche zu beweisen. Ahnt er selber auch noch nicht, wer der Verfasser jenes Schmähaufsatzes ist, — Clara erfährt es, und es bestätigt sich ihr dadurch das Urteil, das sie sich von vornherein über Goßler bilden mußte. Dieser Edelmensch, der in einem Buche schreibt: „Ich suche die neue Liebe, eine Liebe, die verloren hat alles Banale und Widrige und die nicht erreichbar ist den Allzuvielen, die aber behalten hat alle süßen Taumelgifte der Liebe in unendlicher Verfeinerung und alle feinen Grausamkeiten der Liebe. Ich suche die Liebe der Gehirne.“ — nähert sich dem Mädchen mit der Lüsternheit eines Tartüff und läßt sich denn auch, verblendet von seiner Begier, gründ-

lich aufs Glatteis locken: es dauert ein bißchen sehr lange, bis er merkt, daß Clara ihn mit ihrer Anschwärmerei zum Narren gehabt hat. Begreift er aber schließlich, daß er an dieser Stelle nichts Menschliches-Allzumenschliches erhoffen darf, so setzt er dafür eine umso größere Hartnäckigkeit ein, damit ihm Hermann nicht verloren geht. Und seine Macht ist entscheidend genug. — Hermann gibt ihm das Versprechen, das Elternhaus zu verlassen und wieder mit ihm hinauszugehen. „Ich muß doch dabei sein bei all den großen Dingen, die sich im Leben da draußen vorbereiten. Ich habe ja noch so wenig vom Lebensmeer befahren! Da ist ja noch so unendlich viel zu lernen, zu verstehen, zu begreifen; aber das kann ich nur, wenn ich frei bin, ganz frei! Sieh mal, ihr alten Leute wollt Ruhe und Behaglichkeit, und das ist euer Recht. Aber wir jungen Leute wollen ja gerade da sein, wo's am tollsten hergeht!" ruft er seiner jammernden Mutter entgegen.

Der nun folgende Auftritt im „Reichsadler" bleibt mit seiner wundervollen Typenschilderung immerdar mustergültig. Wir sehen die verschiedenen bramarbasierenden Strohschädel, die sich Künstler nennen, die mit allem Gewöhnlichen in sich aufgeräumt haben wollen und in ihrer Verbohrtheit doch die ärgsten Philister sind. Zu allen Zeiten hat es solche Jugend „von heute" gegeben, und sie wird wohl auch in unserm Geschlechte nicht aussterben; himmelweit verschieden ist ihr renommistisches Wesen von jenem wahren Eifer junger Menschen, die wirklich das Göttliche in sich tragen, deren glühendes Temperament auch bereit ist, das Alte zu stürzen, die aber doch durch die innige Bescheidenheit des echten Talentes davor bewahrt werden, ihre Gaben prahlerisch zur Schau zu stellen, und die sich vor allem nicht mit ungeleisteten Dingen brüsten.

Der Humor des Dichters tritt bei dieser Szene bezwingend hervor: er charakterisiert seine Leute, ohne sie zu Karrikaturen werden zu lassen. Und das ist für die Entwickelung des Helden notwendig. Stünde Hermann in dieser Gesellschaft nur unter Verzerrtheiten, so würde man seine Umkehr zum Ernsten und Fruchtbringenden vielleicht nicht für dauernd halten, — aber gerade weil er sich bei Menschen von Fleisch und Blut findet und die eigene Kraft mit ihnen messen kann, deshalb ist die Erkenntnis seines bisherigen Irrtums so tief und segenspendend für ihn! Er macht sich frei von der geistlosen Clique. Der schönste Trieb, der in den Sterblichen hineingelegt worden ist, wacht in ihm jetzt ein- für allemal auf: „Sieh mal — und seitdem mein Problem sich wieder rührt da drinnen — bricht eben eine wilde Arbeitsfreude aus allen Poren — ich hätte ja nächstens ein Beil genommen und die Wände eingehauen, wenn sich nicht glücklicherweise eine bessere Arbeit gefunden hätte. — — — Und siehst

du ...: in solcher Stimmung — da konnt' ich's in der Gesellschaft nicht aushalten."

Damit ist er in das für ihn richtige Fahrwasser gelangt, und als ihm dann gleich noch die Gelegenheit geboten wird, ein Leben, und zwar das seines eigenen Bruders, durch seine ärztliche Kunst zu retten, da kann er sich fest an seine Mutter anschließen: „Weil ich was getan hab', Mutter, weil ich was gekonnt hab', weil ich unsern Hans gerettet hab', Muttchen, Muttchen —".

Der vierte Akt ist gewissermaßen dazu da, um zu zeigen, daß Goßler doch nicht ganz der Phrasenmeier und unnoble Kerl sei, für den man ihn nach dem Vorhergehenden halten muß. Es ist nur die Frage, ob man diese Ehrenrettung für notwendig und geglückt ansehen kann. Goßler behauptet, daß er Hermann liebe, weil er ihn haßt. „Es gibt vereinzelte Menschen — Abnormitäten —", sagt er zu Clara, „die keine eigentlichen Schurken sind — die bis zu einem hohen Grade ehrlich sind und die einen immer wieder an die Menschheit glauben machen wollen. Solche Menschen, die einem den schwer errungenen Glauben an die Gemeinheit der Menschen nehmen wollen, haßt man natürlich. Man haßt sie, weil man sie lieben muß. Denn — wissen Sie, wie das Ding heißt, wonach man sich sehnt — nach dem man gräbt und scharrt wie nach dem versandeten Quell in der Wüste —? Zuverlässigkeit!"

Er gesteht Hermann außerdem, — und das gewinnt ihm ja wenigstens etwas unsere Sympathien, — daß er der Urheber jener hämischen Kritik ist, ein Umstand, über den der angegriffene junge Arzt merkwürdig leicht hinwegkommt. Im übrigen empfindet es Goßler auch als das einzig Richtige, daß er und Hermann getrennt weiter leben. Er wird in Berlin in der Kaffeehaus-Ecke sitzen, wo er mit seinem Freunde über Gott und die Welt diskutiert hat, und dort fernerhin über Hermann nachdenken. Das ist ja denn auch eine sehr nützliche und menschenwürdige Beschäftigung.

Hermann und Clara schließen das Bündnis, zu dem sie berufen sind: ein freier, lebensfroher Mann schaut glücklich und mit einer reinen, unbeirrbaren Liebe im Herzen in eine arbeitsreiche Zukunft hinein.

Betrachtet man die Komödie im Ganzen, so gelangt man zu dem Ergebnis, daß hier ein wuchtiger Schlag wider alles Phrasenheldentum und alle Aufgeblasenheit geführt worden ist. Sie stellt eine entschiedene Absage an pseudomoderne Kunst- und Lebensphilosophaster dar. Und so besitzen wir in der „Jugend von heute" das Bekenntnis eines tüchtigen, Leben als Streben verstehenden Mannes und eines Dichters, der aus den Individuen, wie sie ihm begegnen, das allgemein Gültige herausschält. Ich will mir nicht

versagen, an dieser Stelle zu wiederholen, was damals der Kunstwart freudig anerkennend über das Stück schrieb: „Es ist eine so echt deutsche und eine so echte Komödie sogar, wie sie seit Jahren von Keinem geschrieben worden ist, dabei eine Dichtung und schließlich ein Manneswort an die Zeit . . Hier spöttelt nicht, wie wirs in hundert Polemiken gegen die Modernen zum Überdruß gesehen, ein grämliches Altern über Neues, das es nicht mehr versteht: sondern der gesunde Mann begrüßt im kraftvollen Werdenden dasjenige der Jugend, was seines Wesens und was die Zukunft ist."

\+ + +

Gegen die Absichten, die Otto Ernst mit seiner ersten Komödie verfolgte, ist sicherlich niemals Widerspuch erhoben worden. Selbst die Anhänger dessen, was man die Philosophie Nietzsches nennt, müssen zugeben, daß ein praktisches Leben nach dieser „Lehre", sogar, wenn sie richtig aufgefaßt wird, wenigstens einstweilen noch nicht möglich ist; und daß es nur Unheil anrichten kann, wenn die Rede vom Übermenschen in wirre und sowieso schon zur bequemen Blasiertheit neigende Köpfe hineingerät, liegt auf der Hand.

Es wird auch niemand behaupten, Otto Ernst habe in der „Jugend von heute" zu schwarz gesehen und zu einseitig düster gemalt. Die Menschen, die er uns bietet, laufen noch immer in großer Menge herum; es ist ja gerade das eigentlich fast als tragikomisch zu Bezeichnende, daß diejenigen, die sich gern für Ausnahmecharaktere halten, in Wirklichkeit eine ganze Herde bilden. Sich mit diesem Drama auseinanderzusetzen und seiner Tendenz rückhaltlos Beifall zu spenden, – das ist daher nicht schwer. Ganz anders aber steht es mit der zweiten, aus dem Lehrerdasein entnommenen Komödie „Flachsmann als Erzieher", die im Jahre 1900 ebenfalls an der Dresdner Hofbühne zuerst vor die Rampe kam.

Dies Stück brachte Otto Ernst die Popularität im weitesten Umfange ein, es hatte aber auch die Folge, daß sich die Lehrerschaft zum Teil heftig gegen den Verfasser wandte, und noch heute kann man ab und zu aus ihren Kreisen die Auffassung hören, als ob sie von Otto Ernst angegriffen und herabgesetzt worden sei.

Man muß, um dafür Verständnis zu erlangen, in Betracht ziehen, welch einen Kampf die Volksschullehrer von altersher zu führen haben, um nur einigermaßen geachtet in der Welt dastehen zu können. Stände aber, die um Anerkennung ihres Wertes und ihrer Bedeutung für das große Ganze ringen, die von oben herab nach Kräften gedrückt und im Schatten gehalten werden und die sich daher vermöge einer ganz natürlichen Reaktion gegen die Mißachtung

ihres Wirkens in ein möglichst hohes Selbstbewußsein hineinretten — solche Stände wird man immer äußerst empfindlich finden. Sie wollen Gutes und Ideales für sich und das Volk, sie fühlen sich zu Hohem berufen, sie bedürfen dringend der Förderung und Hilfe, damit sie sich in der Tat emporschwingen können, und sie wissen, mit welcher Schadenfreude ihnen ihre Gegner all ihre Fehler und Schwächen nachrechnen: da lauschen sie denn auch außerordentlich gespannt auf alles, was über sie gesagt wird, und wenn sie irgend ein abfälliges Wort vernehmen, so beleidigt sie das. Zu diesen rasch verletzten Ständen gehört das Lehrertum, und ich bin weit davon entfernt, das sehr zu mißbilligen. Es ist auf unseren Volksschullehrern so viel herumgetreten worden, und sie haben sich in ernsthaftester Arbeit und durch nie ablassende Selbsterziehung so mühsam ihre bessere Stellung erringen müssen, daß sie einerseits alle Ursache besitzen, auf das Erreichte stolz zu sein, daß sie aber andererseits mit Recht aus jedem ihnen nicht günstigen Urteil über sie einen Schaden für sich befürchten können. Bei der unmittelbarsten Berührung mit einer Schicht desjenigen Publikums, das lange nicht immer gerecht denkt und oft überhaupt die Verdienste der Volksschule richtig zu würdigen kaum die Fähigkeit hat, — ferner bei der Lust, die in gewissen Klassen noch immer herrscht: den Lehrer als den Subalternen unterm Nachtwächter anzusehen und dementsprechend zu behandeln, — bei diesem ewigen Krieg gegen zwei Fronten, wie er unseren seminaristisch gebildeten Jugenderziehern auferlegt ist, kann man es ihnen nicht weiter verübeln, wenn sie jeden, der nicht unbedingt für sie ist, leicht als Bundesgenossen ihrer Unterdrücker oder als Freund der Schadenfreudigen anschauen, denen sie in wahrlich selbstloser Weise ihre besten Kräfte schenken.

Nun stelle man sich vor: es erscheint von einem Manne, der selbst an einer Volksschule tätig war, eine Komödie aus dem Schulgetriebe, und in dieser Komödie spielt die Oberrolle ein Mensch, der sich mit gestohlenen Papieren in den Schuldienst eingeschlichen und es durch Kriecherei und verknöcherte Pedanterie zum Leiter eines Schulsystems gebracht hat. Für die Behörde ist es ja nicht übermäßig schmeichelhaft, wenn ihr vorgehalten wird, wie sie sich von solch einem scheinheiligen, sich ganz zu ihrem Werkzeug erniedrigenden, dafür aber seine Untergebenen um so brutaler anfahrenden Charakter täuschen läßt. Außer dem Ehrenflachsmann jedoch sind nun an der Schule, die Otto Ernst uns vorführt, zum Überflusse noch andere Lehrer beschäftigt, die diesen Namen wahrhaftig nicht verdienen. Leute wie der heimtückische Diercks, der grundsätzlich nicht über die Anordnungen seiner Vorgesetzten sprechende Weidenbaum, der ewig Skat spielende Riemann würden ja keinem einzigen

Berufe zur Zierde gereichen, nirgends aber sind sie so wenig an ihrem Platze wie auf dem Pulte in einer Volksschulklasse.

Er häufen sich also in dem dargestellten Kollegium die untauglichen und unerfreulichen Mitglieder etwas stark an, und das Licht, so hell strahlend es aus dem Wesen des jungen Jan Flemming hervorbricht, und so siegreich es schließlich ist, — den Schatten, der über diesem ganzen Bilde aus dem Lehrerleben ruht, kann es doch nicht voll verdrängen.

Darum ist mir das Bedauern, das sich nach dem Erscheinen der Komödie unter den Lehrern verbreitete, wohl nicht unbegreiflich; berechtigt aber ist sie trotzdem nicht, denn, und das muß auf das entschiedenste betont werden: Otto Ernst hat kein Tendenzstück schreiben wollen. Ganz gewiß kommen, das wird selbst der begeistertste Jugenderzieher nicht leugnen wollen, auch unter den Volksschullehrern minderwertige und stumpfsinnige Elemente vor. Aber ebenso gewiß ist, daß sie nur Ausnahmen bilden, und solche Glücksritter wie Flachsmann sind, — das versteht sich von selbst, — äußerst selten, jetzt vielleicht unmöglich. Daß aber durch Bürokratie im Schulwesen viel gesündigt wird, kann leider gleichfalls nicht verschwiegen werden. Die Vorwürfe dafür treffen indessen viel weniger die Lehrerschaft als ihre weltlichen und geistlichen Oberhäupter, die oftmals den Volksschullehrer um jeden Preis am Gängelbande behalten wollen, jede eigene Regung in ihm zu ersticken suchen und deshalb die Kriecherei oder aber die Unlust am Amte großziehen. Hier könnte man, wenn man denn durchaus von einer Absicht reden will, in Otto Ernstens Komödie eine tendenziöse Spitze herausfühlen, aber niemand darf auftreten und sagen, daß Otto Ernst den Stand, dem er noch angehörte, als er den Flachsmann schrieb, hat verunglimpfen, kränken oder der Verachtung der öffentlichen Meinung preisgeben wollen!

Im Gegenteil: seine herzenswarme Liebe für die Volksschule leuchtet aus jeder Szene des Werkes hervor, und wenn er in dunkle Regionen hinabsteigt: nun, er redet schließlich von Erfahrungen, die er in seiner Praxis gemacht hat; wer will es ihm verwehren oder auch nur verargen zu zeigen, daß manches in der Volksbildung verbesserungsbedürftig ist? Aber darauf sei immer wieder mit aller Bestimmtheit hingewiesen: gedichtet ist diese Komödie aus treuer Sorge für die Schule, aus unwandelbarer Anhänglichkeit am Lehrerstande. In Jan Flemmings von schönstem Enthusiasmus getragenen Worten und in der Beseitigung des Schlechten, das dem Erzieherberufe gefährlich werden kann, haben wir den eigentlichen Inhalt, den wahren Kern des Stückes! Ich meine, das kann man keine Tendenz nennen, sondern diese Entwicklung beruht einfach auf

der Beschaffenheit des gesamten Lebensausschnittes, der Otto Ernst zur dichterischen Gestaltung angereizt hat.

Die allmähliche Entlarvung des Spitzbuben Flachsmann, die Art, wie er sich im eigenen Netze fängt, — das wird höchst geschickt angelegt und herbeigeführt. Wir sehen den Schulmonarchen zunächst in der traurigstimmenden Fülle seiner betrügerisch angemaßten Pedantenmacht; ihm schaudert davor, daß er beinahe aus Versehen etwas mit roter Tinte in einem amtlichen Schriftstücke bemerkt hätte, und eine Schülermütze, die gegen seinen weisen Befehl auf dem unteren Haken hängt, setzt sein zartes Gemüt in unangenehme Wallung. Dabei kann er sich allerdings doch nicht so beherrschen, wie es wünschenswert wäre. Die schmucke, ihn um etwas bittende Frau Dörmann bringt sein sonst so verödetes Herz ins Glimmen, und nach der gebräuchlichen Handlungsweise solcher Biedermänner schlägt er ihr die Unterstützung, die sie dringend nötig hat, rundweg ab, als sie seinen „väterlichen“ Wünschen nicht willfährig sein mag.

Aller Frohsinn, alle Lustigkeit sind ihm greulich; darum wird ihm auch vor allem dieser Flemming immer mehr verhaßt, — dieser herzensgute, bei seinen Schülern auf das innigste beliebte Mensch, der von sich sagt: „Wenn ich mal kein Lehrer mehr sein dürfte, — dann wär's aus mit mir“, — und der seinem an ihm herummäkelnden Vorgesetzten freimütig mit den Worten entgegentritt: „Herr Flachsmann, mit einer Million von ‚Verfügungen‘ kommen Sie an das Werk eines Lehrers nicht heran! Wenn ich vor meinen funfzig Jungen stehe, dann steigen funfzig Seelen und funfzig Werke vor mir auf. Wenn die funfzig Herzen mir entgegenstreben und ich ihnen das Beste, Schönste gebe, was ich habe, dann ist jeder Dritte ein Eindringling, dann quillt mir das Gesetz meines Schaffens aus meiner Kraft. Wenn ich vor meinen funfzig Jungen stehe, dann sind einundfunfzig Essen im Gange, in deren Feuer Zukünftiges geschmiedet wird, nicht Vergangenes.“

Daß zwei Gegensätze wie Flachsmann und Flemming nicht zusammen arbeiten können, versteht sich von selbst, und ebenso natürlich scheint es, daß Flachsmann infolge seiner überlegenen Stellung in diesem Kampfe triumphieren und Flemming dem Berufe, an dem er mit aller Seele hängt, entreißen wird. Die Verleumdung tut das Ihre, um dem jungen Lehrer selbst die Sympathie des einzigen Kollegen, der noch zu ihm hält, des braven, stürmischen Franz Römer, zu rauben, — die Gefahr des Weggejagtwerdens schwebt dicht über Flemmings Haupt, gleichzeitig aber wird die Liebe immer größer, die er zu einem jungen, an derselben Schule mit ihm arbeitenden, freilich recht wenig zur Erzieherin taugenden Mädchen gefaßt hat.

Er findet Gegenneigung, und in einer sehr stimmungsvollen Szene schließen sich die beiden verwandten Herzen aneinander.

Um Flemmings Sache steht es schlecht. Wenn der Schulrat Prell weniger Mensch als Beamter wäre, so würde der junge Lehrer ohne Gnade seines Amtes entsetzt werden, obschon man ihm außer seiner „Insubordination“ gegen den Oberlehrer keine Fehler nachweisen kann. Glücklicherweise hat aber jener zur Revision kommende Schulrat den rechten Sinn für die Tüchtigkeit und Ehrlichkeit Flemmings. Der erste, der aus dem Kollegium an die frische Luft befördert wird, ist der faule Diercks. Der weiß um die Fälschung Bescheid, durch die sich Flachsmann in den Dienst hineingebracht hat, — deswegen hat der Schulvorsteher seine Berichte über diesen unwürdigen Kollegen notgedrungen immer günstig abfassen müssen. Prell sucht Flemming erst noch dazu zu bewegen, dem Flachsmann für die Dreistigkeit, womit er ihm unter die Augen getreten ist, Abbitte zu leisten. Flemming lehnt aber dieses Verlangen rundweg ab. Im Verlaufe der Unterredung zwischen den beiden, von der gleichen Begeisterung für wahre Pädagogik entflammten Schulmännern fallen Aussprüche, die Otto Ernstens Freundschaft und nie versiegende Liebe zur Schule und zum Lehrerstande trefflichst kennzeichnen. Ich erinnere nur an das, was Flemming sagt: „Es gibt allerdings hochmütige Schulmeister, Herr Schulrat, und es gibt devote Schulmeister; von beiden mehr als genug; ich bemühe mich, die Zahl der stolzen Schulmeister um einen zu vermehren.“ Und als Prell ihm einwirft: „Dabei werden Sie den Hals brechen!“ — da lautet seine tapfere Erwiderung: „Wohl möglich. Denn man sieht in uns nur Handwerker, oft nur Maschinenarbeiter, zuweilen sogar nur Werkzeuge. Und man sollte doch in uns den Ehrgeiz wecken, Künstler werden zu wollen, Künstler, die dem Vaterlande neue Länder der Seele entdecken und einverleiben.“

Der Schulrat fühlt: was Flachsmann gegen den jungen Erzieher beseelt, ist der Haß des Kriechers gegen den Flieger, der Haß des Strebers gegen den geborenen Sieger, und da so wie so Prells Verdacht gegen den Schulleiter wach geworden ist, so forscht er in dessen Vergangenheit nach. Er trifft auf Unklarheiten . . . seine Zweifel vermehren sich, um schließlich durch den edlen Diercks, der aus Wut über seine Entlassung seinen Freund und Genossen denunziert, ein- für allemal zerstreut werden. Flachsmann wird mit Schimpf und Schande hinausgetrieben, und Flemming tritt an seine Stelle: eine reine und frische Luft wird fortan in dieser Schule herrschen, wo bisher Schwüle und Geisteserstickung ihr böses Wesen hatten.

Diesen Schluß empfinde ich als sinnbildlich: aufwärts zur Sonne soll es immer mehr auch mit der Anstalt gehen, die für das Gedeihen

unseres Volkes so wichtig ist, wie so leicht keine andere, — mit der deutschen Volksschule!

* * *

Kurze Zeit nach der Satire auf den Schulbürokratismus folgte die Komödie „Die Gerechtigkeit" (eigentlich „Die Revolverjournalisten"). Auch dieses Stück erlebte, im Jahre 1902, am Dresdner Hoftheater seine Uraufführung. Behandelt wird hier der Kampf einer lauteren Künstlerseele gegen eine ihm aus den häßlichsten Beweggründen übelwollende Presse. Der Komponist Felix Franck gibt ein Konzert und wagt es, die Frau des Chefredakteurs Memling, die sich zur Mitwirkung im gesanglichen Teile angeboten hat, zurückzuweisen. In niedrigster Rachsucht weiß Memling es nun zu veranlassen, daß das Konzert von dem Musikreferenten seines Blattes, dem der schöne Name „Die Gerechtigkeit" gegeben worden ist, auf das Schmählichste heruntergerissen wird. Franck will sich gegen diese sogenannte Kritik wehren; „Die Gerechtigkeit" verweigert ihm aber die Aufnahme seiner Zeilen. Ein dem Komponisten befreundeter, an einer anderen, anständigen Zeitung beschäftigter Journalist druckt dann die Entgegnung ab, — sie tut aber keine große Wirkung. Der Feldzug der „Gerechtigkeit" gegen den Künstler geht weiter. Eine Oper Francks wird nach der Generalprobe von dem Revolverblatte gleichfalls schändlich schlecht gemacht, aber die Volksmeinung stellt sich trotzdem bei der Aufführung auf die Seite des Künstlers. Franck siegt auf der ganzen Linie, und der Verleger der „Gerechtigkeit", ein Mensch, dem es sehr einerlei ist, ob er mit Seife oder mit öffentlicher Meinung handelt, sucht seinen Frieden mit dem aufsteigenden und plötzlich populär gewordenen Musiker zu machen. Franck läßt ihn nach Gebühr abfallen. Das ficht jenen Ehrenmann aber nicht im geringsten an. . .

Durch eine, nur locker in den Bau der Komödie hineingefügte Liebeshandlung werden Franck und Gerda Heidemann, die Tochter eines Redakteus der „Gerechtigkeit", fürs Leben mitsammen verbunden.

War „Flachsmann als Erzieher" vom Lehrerstande für ein Tendenzdrama gehalten und demgemäß an manchen Orten mit Mißtrauen und Abneigung aufgenommen worden, so geschah das mit der „Gerechtigkeit" bei den Angehörigen des Journalismus in noch viel stärkerem Grade. Man suchte nach allerhand, nicht eben schönen Ursachen, aus denen heraus Otto Ernst diese bittere Satire auf ein gewisses Zeitungsunwesen geschrieben haben sollte. Ich bin der unerschütterlichen Überzeugung, daß man dem Dichter auch da Unrecht getan hat! Was freilich im „Flachsmann" noch der Fall ist, daß

















1. Rudolf Schildkraut als „Flachsmann" (Atelier Meisner, Hamburg).

2. Gema Bie als Ortrun in „Ortrun und Ilsebill" (Atelier Mocsigay, Hamburg).

3. Willy Frobose als Struppmann in „Die Gerechtigkeit".

4. Friedrich Lacaze als Dr. Brodersen in „Bannermann" (Atelier Mocsigay, Hamburg).

5. Georg Reimers als Bruno in „Die Liebe höret nimmer auf" (Atelier Setzer, Wien).

6. Albert Bozenhard als Woolwood in „Tartüff der Patriot" (Atelier Mocsigay, Hamburg).

7. Charlotte Bafte als Clara in „Jugend von heute" (Atelier Hahn Nachf., Dresden).

8. Elvira Bach Clemens als Steffi Hochstraßer in „Die Liebe höret nimmer auf" (Atelier Mocsigay, Hamburg).

9. Adele Doré als Magdalene in „Die größte Sünde" (Atelier Mocsigay, Hamburg).

Hervorragende Bühnenkünstler in Otto Ernst'schen Dramen.



nämlich wenigstens die guten Persönlichkeiten unter den Lehrern die schlechten überwinden und daß auf die Art ein versöhnender Ausgleich herbeigeführt wird, — das fehlt in der „Gerechtigkeit“ gänzlich. Es ist eine furchtbare Gesellschaft, die uns Otto Ernst hier als Journalisten vorstellt! Die paar lichteren Flecke, die er seinem Gemälde aufsetzt, sind matt, denn die gewissenhaften Redakteure, von denen uns ja einige gezeigt werden, haben auf den Gang der Ereignisse keinen entscheidenden, das heißt bessernden Einfluß, ja, sie fühlen sich meist so an Händen und Füßen durch ihren Beruf gebunden, daß sie gegen die Unvornehmheit kaum zu protestieren wagen.

Der Journalistenstand wurde also durch diese Komödie vielfach gegen den Dichter verstimmt. Hinter den Lehrern ragt immerhin noch die staatliche Autorität auf, die der Öffentlichkeit Respekt abnötigt und den Stand vor dem Gröbsten schützt. Wen aber seine Begabung oder andere Umstände zum Journalismus führen, der hat im großen und ganzen auch heutzutage noch immer mancherlei Kämpfe durchzumachen, um gesellschaftlich geachtet zu werden. Das Wort von den Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben und deshalb Redakteure werden, wirkt noch immer nach, so verkehrt es ist. Unser Publikum kann sich im allgemeinen nicht genügend zu dem Glauben hindurch ringen, daß jemand, der nicht seine staatliche Abstempelung erfahren hat, trotzdem den anständigen Menschen zuzurechnen sei. Und so werden die „Zeitungsschreiber“ auch in unseren, sonst so aufgeklärten Tagen hie und da nicht für voll angesehen. Man braucht sie und ist daher höflich zu ihnen, aber wenn man sie einmal nicht nötig hat, so zuckt man gern die Achseln über sie. Sie sind eine mehr gefürchtete als beliebte Macht. Diese Art der Behandlung hat wohl jeder erfahren, der im Redaktionsleben stand oder steht. Und für die zahlreichen, hochgesinnten Männer, die sich aus innerster Neigung und aus dem Bewußtsein, in der Presse ihr Bestes geben zu können, dem Journalistenberuf zugewandt haben, ist es daher ein sehr bitteres und verbitterndes Empfinden, wenn sie sehen müssen, daß alle ihre Mühe, ihren Stand immer höher zu heben, ihn immer reiner von allem Unsauberen zu halten, nicht genügt, um die merkwürdige Zurückhaltung gegen die Angehörigen der Presse zu beseitigen. Um so mehr befremdete es daher in Journalistenkreisen, daß Otto Ernst eine Komödie gedichtet hatte, die sehr leicht mißverstanden wurde und dann das bei der Menge herrschende Vorurteil verstärken konnte. Auch das simpelste, brutal als Geschäft gedachte und geleitete Blatt hat in seinen Redaktionsräumen nicht solche Schufte wie die „Gerechtigkeit“. Meiner Ansicht nach liegt aber gerade in dieser bewußten Anhäufung von Schurkerei die Gewähr dafür, daß es Otto Ernst nicht eingefallen ist, eine Satire wieder den gesamten

Journalistenstand zu schreiben. Außerdem nannte er „Die Gerechtigkeit“ von vornherein ein Revolverblatt, ein Zeichen, daß er sie durchaus nicht mit anderen Zeitungen verwechselt wissen mochte. Nicht der Presse als solcher hat Otto Ernst etwa eins auswischen wollen, sondern er geißelt lediglich die häßlichen Auswüchse, die leider hin und wieder in Zeitungsbetrieben groß werden und gegen die niemand mit entschiedenerem Hasse sich auflehnen kann als diejenigen Männer, die allein den Ehrennamen eines Journalisten verdienen.

Besser wäre es vielleicht gewesen, der Dichter hätte, um jeglichem Zweifel an seinen redlichen und guten Absichten von vornherein die Spitze abzubiegen, ein gehöriges Gegengewicht gegen die auftretenden Revolverleute geschaffen, — damit würde sich dann aber auch der Schwerpunkt seiner ganzen Idee verschoben haben.

Sehen wir von den Gestalten ab, die mittelst der „Gerechtigkeit“ dem Volke „geistige Nahrung“ zuführen und mit Ausnahme des genialen, aber verbummelten Mitarbeiters Knebel zu trostlos sind, um irgendwie ein Lachen bei uns auszulösen, so können wir uns an der Figur des Verlegers Löhmann wohl ergötzen. Dieser Mensch ist in seinem naiven Egoismus, in seiner offen zur Schau getragenen, natürlichen Lumperei so komisch geschildert, daß man ihm viel verzeiht. Das Gegenspiel, — Franck und die um ihn, — leidet etwas unter Blässe der Charakteristik. Auch in diesem Drama aber hat Otto Ernst, wie er das überhaupt liebt, den Personen, die die dargestellten Verhältnisse nach den Forderungen der Moral umwandeln möchten, mancherlei beherzigenswürdige und sehr wahre Aussprüche über das Thema, das er behandelt, in den Mund gelegt. So läßt er den Redakteur Auerbach sagen: „Ich hoffe zum Beispiel, daß der epidemische Druck- und Lesewahnsinn, der die Menschheit ergriffen hat, einmal ausrasen werde. Der von endlosen Verbalsuppen aufgeschwemmte Magen wird eines Tages — pardon — vor Ekel ein ungeheures Erbrechen vollführen, und ein heißhungriger Realismus wird nach den Dingen schreien: Zeigt mir die Dinge! Ich will die Dinge sehen! — Wie's ja schon einmal gekommen ist. Dann werden die Leute begreifen, daß, wenn sie fünf Minuten lang den Stuhl hier aufmerksam betrachten, sie mehr für ihre Bildung getan haben, als wenn sie 1000 Artikel über 7000 Dinge lesen, und daß Bildung ohne Arbeit ein blöder Schwindel ist. Dann, meine Gnädigste, kommt die Renaissance des Journalismus! Dann wird man uns wieder hören. Dann können wir wieder ehrliche Makler sein zwischen Individuum und Gesamtheit — treue Maschinisten, die den Kessel heizen, wenn's zu langsam vorwärts geht, oder die Ventile öffnen, wenn er zu platzen droht — oder Gärtner, wenn Sie wollen, die täglich nach dem Garten Gottes sehen und ihn pflegen mit einem

Gewissen für das Lebendige". Nur zu treffend ist ferner, was Franck bei einer Gelegenheit beklagt: „Wenn etwas Gutes über Einen in der Zeitung steht, das hat kein Mensch gelesen; aber wenn man irgendwo geschmäht worden ist, das hat jeder Hausknecht mit Liebe studiert".

Man kann im Interesse des gesamten Journalismus nur wünschen, daß derartige Zustände, wie Otto Ernst sie in seiner „Gerechtigkeit" schildert, immer weniger glaubhaft und überhaupt nicht mehr denkbar erscheinen. —

Mit dem Schauspiel „Bannermann" (Uraufführung am Hofburgtheater zu Wien im Jahre 1904) setzte Otto Ernst die Reihe seiner dramatischen Schöpfungen fort, und zwar betrat er hier das Gebiet der politischen Satire. In dem liberalen Landtagsabgeordneten Helmut Bannermann wird uns der typische Parteipapst dargestellt. Seine eigene Frau kennt ihn und seine Entwickelung sehr gut. „Er war so, daß man ihn lieben mußte", erzählt sie. „Er glaubte an seine Sache, und er riß alle mit sich fort, die ihn reden hörten, auch Eure Mutter. Aber da kam eine Zeit, da sprach er nicht mehr von seiner Sache — sondern von seiner Sache — und dann kam eine Zeit, da fing er an, von den Erfolgen seiner Sache zu sprechen, und endlich sprach er nur noch von seinen Erfolgen. Von nun an hielt er den Erfolg für die Wahrheit. Und eines Tages hörte ich mit Entsetzen, daß er um des Erfolges willen Gesinnungen log, die er niemals hegte. Und endlich verzichtete er darauf, die Menschen durch seinen Geist und durch Ideen zu gewinnen; er begnügte sich damit, sie durch seinen Willen zu zwingen. Aber er trägt den kleineren Teil der Schuld, Kinder. Die Menschen haben ihn verdorben, die vielen Menschen, die einen Willen suchen, dem sie sich beugen können — die einen Gott brauchen, den sie anbeten können — die sind vor allem Schuld". Und sein eigener Sohn charakterisiert den Egoisten folgendermaßen: „Wir hatten Spargel auf dem Tische, er sprach ein schönes Wort von Freiheit und Menschenliebe und im selben Augenblicke stach er mit dem Löffel sämtliche Spargelköpfe ab und legte sie sich auf den Teller! Siehst du, das ist Papa!"

Bannermann läßt sich zu seiner silbernen Hochzeit ausgiebig feiern und sorgt dafür, daß ihm das Zeitungsrühmchen nicht ausgeht. Er will unter seinen Gesinnungsgenossen durchaus herrschen, obschon er immer die Worte Gleichberechtigung und Freiheit im Munde führt, er unterdrückt wie im öffentlichen Leben, so auch in seinem Hause jede eigene Regung. Selbst seine Kinder sollen ihm nur für seine Zwecke dienen. Auflehnung wider seinen Willen bestraft er in der mitleidslosesten Weise. Kurzum: er ist ein eitler Zwangsherr, in seinen Parteiansichten verknöchert und mißgünstig gegen jede junge Kraft, die mit Idealismus an die sozialen Aufgaben herantreten

und dem Freiheitsgedanken wirklich nützen will. Er bekommt Grund zur Eifersucht. Dr. Brodersen tritt in die Reihen der Liberalen, eine einfache, kernige Natur, für die es nur eine Knechtschaft gibt: Menschenfurcht, und dessen Anschauungen sich in den Worten verdichten: „Wir Menschen sind alle Tyrannen, sogar gegen uns selbst. Der eine ist es mehr, der andere weniger. Ausnahmen gibt es auch, die sind aber selten. Und eine Partei, die diese Herrschaft bekämpft — nicht nur eine Partei der Freiheitsforderer — nein, eine Partei der Freiheitsgewährer, die sollten wir erstreben. Eine Partei, die so frei ist, daß sie auch dem erbittertsten Gegner recht gibt, wenn er recht hat, eine Partei, die das Prinzip hat, keine Partei zu sein — meinen Sie nicht, daß das eine sehr starke Partei werden müßte?"

Dieser Brodersen ist der Meinung, daß Bannermann möglichst rasch vom politischen Schauplatze verschwinden müsse. Natürlich läßt sich aber der Gewaltige nicht so einfach verdrängen, sondern versucht mit allen Mitteln, den heranwachsenden Nebenbuhler unschädlich zu machen. Es glückt ihm nicht, Brodersen aus der Partei auszuschließen, und so greift er zu andern Dingen, — er wird in seinem Haß gegen das Gesunde immer blinder, begeht eine schimpfliche Angeberei, fällt aber schließlich in böse Stricke, sodaß Brodersen unbeschränkte Macht über ihn erhält. Bannermann muß seinem eigenen Überwinder die 18jährige Tochter geben, die er eigentlich zur Befriedigung seines Ehrgeizes einem abgelebten Grafen ausliefern wollte, er muß seine Söhne ihren Neigungen folgen lassen, und er selbst wird soweit lahm gelegt, daß er in der Politik kein Unheil mehr anrichten kann.

Um ihn herum: eine Menge scharf gesehener Personen, zumeist ebensolche Ichlinge wie er, wenn auch minderen Geistes. Die Komödie ist gerade kein Loblied auf das Leben und Treiben dessen, was man Partei nennt und wofür einst Georg Herwegh schwärmte: „Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden, und meinen Lorbeer flechte die Partei!" Aber sie enthält wieder viele, wenn auch noch so herbe Wahrheiten. Denn wo erblicken wir in einer Partei oder Fraktion nicht diese Männer, die ihre eigene Person an die Stelle ihrer Ideale gesetzt haben? Und wer, der es gut mit unserem Volke meint, möchte Brodersen nicht recht geben, wenn er behauptet: „Für eine große Sache ist ein großer Mißerfolg oft weit ersprießlicher als ein mäßiger Erfolg. Für mich ist die Politik die Kunst, ein Dutzend kleiner Erfolge für einen großen und wahren Erfolg zu opfern. Und große, dauernde Erfolge erzielt man immer nur, wenn man seine Überzeugungen rein erhält. Es sind die kurzsichtigsten, unfähigsten Politiker, die immer nur nach dem nächsten Erfolg greifen."

Es wäre dringend zu wünschen, daß sich unser politisches Leben nach der Richtung hin aufwärts entwickelte, die Otto Ernst ihm hier

gewiesen hat. Sehr zweifelhaft ist es mir nur, ob der Dichter an die Möglichkeit einer Erfüllung seines Traumes glaubt. Der Schluß des Stückes scheint mir das eher zu verneinen. Bannermann wirft dem siegreichen Brodersen hin: „Aber Ihr Freisinn, mein Herr, ist ein Unsinn!“ Und Brodersen weiß darauf nichts anderes zu antworten als: „Das halte ich keineswegs für ausgeschlossen.“

Ich meine, das klingt wehmütig und verzichtend genug, und wer den Gang unserer Verhältnisse beobachtet, der mag dem Dichter seufzend zunicken . . .

✦ ✦ ✦

Die treue Gesinnung gegen seinen früheren Beruf führte dem Dichter wieder die Feder als er im Jahre 1905 aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der „Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens“ in Hamburg sein Schulmeisteridyll „Das Jubiläum“ verfaßte. In diesem Versspiel wird der Gegensatz zwischen dem Pseudolehrer, der sich nur immer ins beste Licht setzen will und dafür denn auch staatliche Ehren einheimst, und dem wirklichen Erzieher, der nur an seinen Beruf denkt und auf alles Äußere verzichtet, mit entschiedenen Strichen gezeichnet. Es klingt wie ein Ruf Otto Ernstens selbst an seine einstigen Standesgenossen, wenn sich am Schlusse dieser kleinen, liebenswürdigen Dichtung der wackere Vollmer also vernehmen läßt:

„Euer will ich bleiben.
Wir Menschen sind ein arm, verwaist Geschlecht,
Und die Unendlichkeit mit ihrem Grauen,
Mit ihren schrecklichen und süßen Rätseln
Ist unser Feind — vielleicht auch unser Freund.
Vielleicht auch unser Freund, wenn Hand in Hand,
Mit froh vereintem Mut, mit lichten Augen
Wir ihrem dunklen Blick entgegengehn.
Drum, was der Sinn und Inhalt unsrer Kunst
Was alles Schaffens Kraft und Odem ist,
Ich faß' es so — ich bitt' euch, stimmt mit ein:
Es blüh' der Menschheit strebender Verein!“

Und nun gelangen wir zur Betrachtung eines Dramas, von dem ich mit ganz besonderer Herzlichkeit sprechen möchte. Es ist die Märchenkomödie „Ortrun und Ilsebill“, eine hochpoetische Bearbeitung und Zusammenfassung mehrerer Märchen- und Sagenstoffe. Die Geschichte von der Fischersfrau, die ewig unzufrieden ist und immer Besseres will, mag den Anstoß zum Schaffen dieses Werkes gegeben haben, — damit verschmolzen aber und als das eigentlich Wichtige und Bewegende behandelt ist die im Volksmärchen so oft

auftauchende Idee, daß in der reinen Liebe die Kraft der Erlösung von allem Übel ruht. Dem alten Fischer Munk, der sonst still vergnügt in seiner Heringstonne leben könnte, wird von seinem Weibe, der bösen Ilsebill, das Dasein so sauer wie möglich gemacht, und damit er's nur endlich gut haben soll, opfert sich seine Tochter aus erster Ehe Ortrun: sie springt ins Meer zu dem in einen Butt verzauberten Prinzen Irmeland, der die Macht hat, alle Wünsche der Fischersleute zu erfüllen. Ilsebill darf sich eines schmucken Häuschens erfreuen, das an der Stelle ihrer bisherigen, armseligen Wohnung aufragt, indes ihr unseliger Ehrgeiz treibt sie wie im Märchen weiter und weiter, und während sich Ortrun unten auf dem Meeresgrunde vor Heimweh verzehrt, steigt die Fischersfrau von Würden zu immer höheren Würden auf. Prinz Irmeland wirbt um Ortruns Liebe, er muß jedoch erkennen, daß sie wohl ihrem einmal gegebenen Gelübde, bei ihm zu bleiben, treu sein will, niemals aber ihm mehr zu schenken vermag. Einst hat ihn und seinen Getreuen die Sage von Rungholt verlockt, die Heimat zu verlassen. Also klang sie:

„All sieben Jahre steigt aus Meeresfluten
Rungholt, die schönste der versunknen Städte.
Mit immergrünen Gärten, roten Dächern,
Mit Silberfenstern und mit goldnen Türmen,
Vom Dufte lichtgetränkten Taus umsponnen,
Steigt sie empor — gleich einem Märchenkind
Mit goldnem Haar, das in der Sonne träumt.
Wer dann vorüberfährt und sie erblickt
Und wer ihn wagt, den raschen Sprung ans Land,
Der löst vom tausendjährigen Tod die Stadt
Und zieht als König ein zu ihren Toren. —
Seit jener Stunde kannten Sinn und Seele
Nur einen Strand der Sehnsucht: Rungholts Strand,
Nur eine Rast der Träume: Rungholts Hafen!
Wir fuhren heimlich fort, wir suchten sie —
Wir sahn'n sie, du und ich, so klar und hell.
Zum Greifen nah — wir wagten kühn den Sprung —
Und jählings stürzten wir in grause Tiefe,
Und Hohngelächter scholl herauf vom Grund.
Verzaubert nun in diese Mißgestalt
Hält Ole Bulemann mich hier gefangen,
Des Meeres böser Geist, der Länderfresser
Und meines Vaters nie versöhnter Feind!"

Nur der Kuß einer reinen Jungfrau kann ihn erlösen, aber Ortrun, so scheint es, wird nie die Lichtgestalt sein, der der Prinz seine Entzauberung zu verdanken hat. Und so will er die Geliebte wehmutsvoll ihres Schwures entbinden und sie wieder zu den Ihrigen

ziehen lassen, wofern sie imstande ist, ihm in drei Tagen seinen Namen zu nennen. Das wird eine Hoffnung für die Jungfrau. Umsonst schildert ihr Lutz, des Prinzen ehrlich ergebener Diener, die Holdseligkeit dieser Unterwelt verlockend genug:

„Willst du's, ich führe dich und zeige dir
Die rätselvolle Schönheit dieser Welt.
Ich zeige Höhlen dir, verhüllt der Eingang
Von ewig rieselnden Demantenschleiern,
Darin der Strom geheimnistiefer Fluten
Auf wundersam gestimmten Säulen orgelt.
Ich führe dich hinaus auf rote Wiesen,
Wo tausendfarbiges Gewimmel spielt,
Und zeig dir Pflanzen, die bewegtes Leben
Beseelt, und zeig dir Blumen, die da wandern,
Und Tiere, die den stillen Pflanzenleib
Mit zarten Zweigen leis und langsam wiegen,
Nur von der gründurchglänzten Flut bewegt.
Und sahst du je die ‚Meerlaternen' schimmern?
Medusen sind's, sie sind aus Licht gebaut
Und schweben, Licht verströmend, auf und nieder.
Sahst du den Seestern Hymenaster glüh'n,
Sahst du Brisinga, Freyas Halsschmuck, leuchten,
Vom Grund herauf Korallenwälder brennen,
Ja, sahst du, wie das Wasser Feuer wird?
O glaube mir, in diesem dunklen Reich
Wohnt überall geheim-lebend'ges Licht;
Von Millionen Myriaden Sternen
Erglänzt die tiefste Flut, wenn du sie weckst."

Ortrun kennt doch nur den einen Wunsch, wieder zur Sonne emporzutauchen und zu ihrem Vater zurück zu kehren. Der böse Ole Bulemann selbst verrät ihr dann, wie sie hinter das Geheimnis des Prinzen kommen kann. Sie soll ihn zur rechten Zeit belauschen:

„Tausend Schritt von hier, nicht ferne
Von Rungholt, der verfluchten Stadt, am Rande
Der Seegraswiese steigt ein Riff empor,
Das übers Meer hinaus die Stirn erhebt.
Auf diesen Felsen sitzt er einsam oft
In weißer Mondnacht, und zum Spiel der Harfe
Entlädt er singend das gerührte Herz.
Leicht, daß er seinen Namen so verrät,
Denn oft schon rief er klagend ihn hinaus,
Und fern ist jede kluge Vorsicht ihm,
Wenn dieser Wahnsinn ihn beim Wirbel packt".

Frau Ilsebill lebt inzwischen als Gräfin unbefriedigende Tage. Ihre Sucht nach Größerem verleitet sie zum Verbrechen: sie stößt ihr eigen Kind, den Knaben Ubbe, ins Meer, um den Prinzenbutt zu bewegen, daß er ihr die Königswürde spendet. Und nun sehen wir also Ihre Majestät in Glanz und Herrlichkeit regieren. Es ist entzückend drastisch dargestellt, wie so ein hilfloser Geist, über sich selbst hinausgreifend, von einer Verlegenheit in die andere taumelt, sich schließlich aber die unerhörteste Frechheit als Schild vorhält und damit das Murren und den Aufstand eines ganzen Volkes zum Schweigen bringt. Nur das vermaledeite Zahnweh ist stärker als Königin Ilsebill. . . Die Rangstufen von Kaiser und Papst werden erklommen, während Ortrun beim Prinzen Irmeland in aller Unschuld mit ihrem Bruder spielt. Der hohe Beruf, den sie erfüllen soll, wird ihr durch eine Vision offenbart: sie schaut die Stadt Rungholt, und da sie hinzutritt und sich auf dem Rande des Marktbrunnens niederläßt, so ertönt ihr die Stimme der Brunnenfrau:

„Du hast in der Stimm' ein selig Klingen,
Du hast um Stirn und Wangen
Das Licht, nach dem wir bangen;
Aus deinem Herzen strömt ein Hauch,
Davon ein toter Rosenstrauch
Aufs neu erblühen mag!
O wundersamer Tag,
Geheimnisvolle Stunde!
Aus tiefem Todesgrunde
Wacht längst gestorbenes Hoffen auf
Und langt nach Tag und Licht hinauf —
In diesen Gründen schlief ein Wort
Viel' hundert Jahre — nun klingt es fort:
„Liebe, die des Todes Blick bestand,
Hebt aus tiefer Flut versunknes Land“ —
Sage mir, Mägdlein, ob du liebst! — — —
Mägdlein, erlös' uns — erlöse —“.

Unruhig wird Ortruns Herz; sie weiß noch immer nicht, wie sie ihrer Bestimmung gerecht werden kann. Da vernimmt sie aus Irmelands Mund seinen Namen und vermag sich nun zu befreien und den Prinzen in seinem Elend zu lassen, aber:

„Wer kann den Vogel töten, wenn er singt?
Wer kann sein jubilierend Herz durchbohren,
Wenn es sich jauchzend aufgetan vor Gott
Gleich einer Blume, die vor Lust gesprungen?
Und wer, wenn er es könnte, wäre froh?! —
Das fühl ich wohl in dieser Stunde: Über
Zertretne Herzen führt kein Weg zum Glück“.

In diesen letzteren wunderschönen Worten ruht das Leitmotiv des Dramas. Ortrun nennt den Namen nicht, gleichwohl spricht der Prinz, der sich nicht von ihr an Großmut übertreffen lassen will:

„Und wär es auch ein frei Geschenk — so große
Geschenke geben, ziemt der Fürstin wohl:
Sie anzunehmen, ziemt dem Fürsten nicht.
Ortrun, nun bist du frei, und nie mehr soll
Von meinem Mund ein bittend Wort dich quälen,
Nie mehr ein töricht Hoffen mich verleiten,
Den Tag zu fesseln, der der Nacht entflieht".

In ihrem Jubel ruft Ortrun unwillkürlich aus:

„Frei, frei! Zurück zum Vater geht's, zur Mutter,
Nach Hause geht's, nach Dünen, Strand und Sonne,
Zur hellen Luft von Licht und Mövenschrei!
Wie glücklich bin ich — ach, ich halt's nicht aus —
Ich möchte wohl die ganze Welt umarmen
Und küssen!"

Als Irmeland sie jetzt beim Worte nimmt, so weigert sich das tapfere Kind nicht. Ihr Kuß gibt dem in Fischgestalt Verwünschten sein menschliches Antlitz wieder, . . . sie betreten mitsammen das Land der Sterblichen, wo inzwischen Ilsebill in den päpstlichen Palast eingezogen ist und nun darauf sinnt, zu werden wie der liebe Gott. Dieses vermessene Begehren stürzt die Frau in ihre frühere Nichtigkeit zurück, — die Heringstonne ist ihre Behausung wie zu Anfang, und nur, wenn sie innere Zufriedenheit lernen wird, soll ihr nach Jahr und Tag auch das Glück der äußeren Behaglichkeit erblühen.

Irmeland und Ortrun besteigen ein Schiff, um ins Nordland, des Prinzen Reich, zu fahren. Da erhebt sich vor ihren Augen Rungholt, und Ortruns Liebe ist so groß, daß sie im Verein mit ihrem Gemahl auch hier das Erlösungswerk vollenden kann. „Eine leise Musik hebt an; das Schiff treibt dem Strande Rungholts zu. Sobald das Boot den Strand berührt, erglänzt die Stadt im vollen, klaren Glanze der Wirklichkeit. Irmeland und Ortrun steigen ans Land, und die ganze Stadt erwacht; aus den Fenstern schauen lächelnde Bewohner, und aus Gassen und Türen kommen Bürger und Bürgerinnen geströmt, die alle das landende Paar mit Blumen überschütten; aus dem Rathause kommt der Rat der Stadt, und als der Oberste des Rates auf einem Kissen Szepter und Krone knieend darreicht, kniet das ganze Volk der Stadt. Ein melodisches Glockengeläute mischt sich in die Musik."

Die Verse, die ich hier wiedergegeben habe, zeigen schon, was für eine köstliche Sprache Otto Ernst in dieser Dichtung meistert. Ob es nötig war, daß er sich in denjenigen Teilen der Komödie, wo Dialekt geredet wird, auch einer dialektischen Niederschrift befleißigte, möchte ich dahingestellt sein lassen. Ich glaube, gerade wir Norddeutsche müssen in der Beziehung recht zurückhaltend und vorsichtig sein. Wer unsere ausgeprägt breite und ja keineswegs immer wohltönende Sprechart nicht kennt, dem hilft auch die sorgsam dem Charakter unseres Dialektes nachgearbeitete und angepaßte Schreibweise nicht viel; wer aber der norddeutschen Zunge kundig ist, der vernimmt den Dialekt aus dem gesamten Satzbau genügend heraus. Am besten würde es sicherlich gewesen sein, wenn die humoristischen Reden, vielleicht die ganzen Rollen des Fischerpaares und ihres Sohnes, rein plattdeutsch gestaltet worden wären. Prächtig echt aber, das sei diesem Bedenken gegenüber mit Freuden hervorgehoben, wirkt auch so, wie das Drama uns vorliegt, jedes Wort. Die Szenen im vierten Aufzuge zwischen Ubbe und Ortrun sind meiner Ansicht nach zu ausgedehnt: des Dichters Liebe zum Kinde veranlaßt ihn, dem kindlichen Gemüte und dessen naiver Anschauungs- und Wunschwelt da etwas zu weiten Spielraum zu verstatten. Im Übrigen aber ist die Komödie von einer solchen Frische und von einer solchen Geschlossenheit, daß ich nicht anstehe, sie in technischer Hinsicht wie in der Charakteristik der einzelnen Personen mit für das Vortrefflichste zu erklären, was Otto Ernst geschaffen hat. Es ist vor allem im Wechsel der Bilder, im Reichtum der Empfindungen, im ganzen Zuge der Geschehnisse ein rechtes und herrliches Märchenstück, niederdeutsch bis ins innerste Gefühl und doch allgemein menschlich gedacht. Das Ursprüngliche, aus dem der Verfasser sein Werk formte, hat vertieften Gehalt bekommen, und alles ist übergossen mit dem goldigen Schimmer einer feinen Romantik. Dazu kommt ein so reifer und abgeklärter Humor, wie wir ihn in keiner anderen, für die Bühne bestimmten Arbeit der norddeutschen Literatur besitzen. Die Komödie wurde im Jahre 1906 am Thaliatheater zu Hamburg zum ersten Male aufgeführt, und diese Vorstellung war ein voller Triumph des Märchenhaften auf den weltbedeutenden Brettern. Alle die so gekünstelten Bearbeitungen alter Stoffe, womit wir in den letzten Jahren von den Neuromantikern überschwemmt werden, reichen an Urwüchsigkeit nicht an Otto Ernstens Drama heran. Das rührt daher, weil der Dichter nicht etwa danach gestrebt hat, das Überlieferte mit dem anzufüllen, was andere Autoren ihre neuzeitlichen Ideen nennen, sondern weil er ganz einfach und natürlich dem Sinne seines Märchens treu geblieben ist. Er hat Pietät geübt und sich damit begnügt, das Gegebene noch zu verschönen; auf die moderne

und sehr unfruchtbare Geistreichelei, die immer nur zur Vergewaltigung und damit zur Vernichtung der überkommenen Werte führt, ohne daß dafür neue, dauernde Werte entstehen, hat er klüglich und seinem künstlerischen Gewissen folgend verzichtet.

Otto Ernst ist eben unheilbar unmodern und mit jeder Phase schlicht deutsch. Das mögen ihm diejenigen, die sich nur im Gekräusel eines Artistentums und in der Geziertheit des Ästhetizismus wohlfühlen, gern übelnehmen, — der gesunde Sinn erquickt sich an diesem Poeten, für den die Kunst noch eine richtige Herzens-, keine kühle Verstandesangelegenheit ist.

* * *

Die beiden letzten dramatischen Werke, die wir bisher von Otto Ernst haben, sind das satirische Komödienspiel „Tartüff der Patriot“ (1908 am Stuttgarter Hoftheater zuerst aufgeführt) und die Tragikomödie aus der Bohème „Die Liebe höret nimmer auf“ (1911 am Lobetheater zu Breslau).

Im ersteren Stücke geißelt der Verfasser die Sucht reicher Kreise, durch vorgeheuchelten Patriotismus zu Würden und Ansehen bei Fürstlichkeiten zu gelangen. Der geheime Kommerzienrat Schneidemühl, der immer mit vaterländischen Sprüchen um sich wirft, dabei aber nicht zaudert, sein Gut an Polen zu verkaufen, wofern sie nur mehr dafür bezahlen als die Deutschen, — Julchen, seine Frau, deren einzige Sehnsucht es ist, sich von Schneidemühl nennen zu können und die schon, bevor ihr Gatte das Nobilitierungs-Dokument in Händen hat, auf die Bürgerlichkeit sehr hochmütig herniederschaut, — das sind ja leider typische Gestalten aus unserer Gesellschaft. Die Gerechtigkeit will es, daß Herr Schneidemühl für seine „Verdienste“ um das Herrscherhaus zuguterletzt doch nicht an das Ziel seiner Wünsche gelangt, sondern schmerzlicherweise mit einem Orden abgefunden wird. Die Satire ist nicht frei von possenhaftem Einschlag: die Technik der Verkleidungsszenen, die angewendet wird, um Schneidemühl in seiner Jämmerlichkeit zu entdecken, behagt uns heutzutage nicht mehr. Die Charaktere haben teilweise für das feinere Lustspiel etwas Übertriebenes, was ihnen an Wahrscheinlichkeit Abbruch tut. Weniger wäre da an manchen Stellen mehr gewesen.

„Die Liebe höret nimmer auf“ zeigt uns den genialen, seinem Wesen nach grundgutmütigen Musiker Bruno Sommerkamp, der sich durch den Trunk ins Elend bringt. Ein reines, großdenkendes Mädchen, Ruth von Bargen, gibt sich ihm aus Bewunderung für seine Kunst rückhaltlos hin. Er lebt erst im freien Zusammensein mit ihr, macht sie aber dann vor dem Gesetze zu seiner rechtmäßigen

Frau. Aus früheren Beziehungen zu einer leichtfertigen Frauensperson, Steffi Hochstraßer, hat er ein Kind. Ruth überwindet sich soweit, diesen Sprößling ins Haus zu nehmen, ja, da sie sieht, daß Bruno seine Steffi doch nicht entbehren kann und heimlich wieder mit ihr angeknüpft hat, so läßt sie sogar die Rivalin in ihre vier Wände hinein. Sehr zum Schaden Brunos, denn Steffi, das Prinzip der kältesten Eigenliebe, verleitet ihn aufs neue zum Laster des Trinkens, dem er unter Ruths segensreichem Einflusse schon zu entsagen die Kraft bekam.

Ruth erkennt schließlich, daß sie unmöglich mit jenem dirnenhaften Geschöpf unter einem Dache weilen kann; sie nimmt Abschied von dem Geliebten, dessen Glück sie nicht im Wege sein will. Bruno ist völlig haltlos, — sein Zusammenbruch bleibt nicht aus. In der schwersten Stunde aber wendet sich Steffi seelenruhig von ihm, um eine gute Partie zu machen. Doch der Künstler vergeht trotzdem nicht in Einsamkeit: die alles besiegende Liebe geleitet Ruth zu ihm zurück. Sie weiß, daß sie Mutter werden soll, und will nun, wie es immer kommen mag, bei ihrem Gatten ausharren. Wenn er stirbt, so wird sie seinem Kinde die Wahrheit über den Vater sagen, den man in der Welt für einen siegfriedhaften, lachenden Mann hielt und der doch innerlichst nur ein armer, gequälter Mensch, ein Knecht seiner Leidenschaften war.

Die Tragik überwiegt bei diesem, die Ethik des Individualismus beleuchtenden Werke das komische Element bei weitem. —

Zusammenfassend sei, was Otto Ernst als Dramatiker betrifft, folgendes gesagt:

Mit straffem Selbstbewußtsein geht der Dichter an seine Stoffe heran. Die von ihm aufs Theater gebrachten Charaktere sind nicht sehr zusammengesetzt. Sie vertreten vielmehr meist bestimmte Prinzipien, von denen sie nicht abweichen, sondern die sie mit aller Kraft zur Geltung und Verwirklichung zu bringen suchen. Die verschieden gearteten Personen werden wie in eine klare Luft nebeneinander gestellt und verfechten nun mit voller, eindringlicher Überzeugungstreue jede ihren Gedanken. Scharf getrennt ist gut und böse. Kaum finden wir in einer Gestalt der Ernstschen Bühnenwerke eine schwieriger zu begreifende psychologische Mischung edler und unedler Beweggründe.

Zu erraten haben wir in den Dramen nichts; wir haben auch über die Wurzeln der Charaktere nicht nachzugrübeln: die Menschen werden uns fertig und in sich abgeschlossen gezeigt, und wenn sie sich beugen, das heißt in ihren Eigenschaften zu wandeln sich bemühen, so geschieht das mehr aus dem Zwange äußerer Anlässe als aus einer inneren, notwendig gewordenen Seelenänderung heraus. Es

ist mehr ein Brechen als ein Biegen. Keineswegs trägt überall das gänzlich Sittliche, wie wir Menschen es begreifen, einen unzweifelhaften Sieg davon. Der Skeptiker ist in dem Optimisten Otto Ernst stark genug, um an den Schluß der Erlebnisse hie und da ein Fragezeichen zu setzen. Immerhin aber lehrt uns der Dichter auch hier seine Weltanschauung, daß Fröhlichkeit, Mut und Arbeitsamkeit die überlegenen Kräfte sind. Diese Tugenden werden von jungen Männern verkörpert, die, ganz aus sich selbst geworden, unverzagt den Kampf wider Veraltetes, Verdorbenes und Unwahres aufnehmen.

Im Weibe sieht Otto Ernst die Wahrwerdung aller Liebe und Schönheit. Er besitzt den Frauen im allgemeinen gegenüber jene Verehrung, wie wir sie oft bei Männern finden, denen eine einzelne Frau das Leben durchsonnt. So ist seine Lieblingsfigur das herzhafte norddeutsche Mädchen, das frei von weltschmerzlichen Anwandlungen seine selbstgewählten Wege geht und da, wo es einmal zu lieben begonnen hat, auch der höchsten Aufopferung fähig ist und sein ganzes Glück darin findet, die echte Genossin des wackeren Mannes zu werden. Beide Geschlechter für sich allein sind bei Otto Ernst im Reden wie im Handeln durchaus kräftig und bisweilen sogar herb; in den Szenen, wo sie zueinander streben, einander finden, macht sich dem gegenüber eine große Weichheit geltend, und es ist die Aufgabe des Schauspielers, hier jeden sentimentalen Ton zu vermeiden.

Otto Ernst setzt seine Personen gern an einen Tisch zusammen. Aus der lebendigen und sehr schlagfertigen Wechselrede, die sich bei solchen Versammlungen entspinnt, blitzen die Gegensätze hell hervor. Auf die Art schafft der Künstler realistische Bilder von bedeutender Naturtreue und Stärke des Ausdrucks. Seine Sprache birgt Sentenzen, die aber nicht so gefärbt sind, daß sie als nicht hineinpassend stören können. In technischer Hinsicht ist Otto Ernst ein Könner, der die Bedürfnisse des Theatermäßigen völlig begreift und auf sein Publikum so einwirkt, daß es sofort mitfühlen und folgen kann. Die Handlung wird rasch eingeleitet und entschieden durchgeführt. Nur hin und wider gibt es eine Ruhepause, entweder um die Gedanken über den Stoff zu vereinigen und die Ergebnisse aus dem bisher Geschehenen zu ziehen, oder lediglich, um eine poetische Stimmung walten zu lassen.

\+ \+
\+

„Man behandelt die Kunst gewöhnlich wie der Spießbürger seine Frau; auf allen öffentlichen Banketten feiert er sie als „Hort des Idealismus"; aber will er sich's recht wohl sein lassen, dann

läßt er sie zu Haus, und zu Haus hat sie höchstens in der Küche etwas zu sagen."

So geht der Philister mit dem Heiligtum um, das uns in der Kunst geschenkt worden ist, — was aber gilt sie dem Künstler und freien Menschen?

„So werden einst die Wiesen leuchten und die Felder, so werden die Hügel klingen und die Haine, so werden die Seelen strahlen und flammen, wie sie flammen, strahlen und klingen in den Gebilden der Kunst! Die Kunst ist eine ewige Seligkeit auf Erden. In der Kunst ist all das Erhabene und Schöne, das Gute und Weise, das ihr ersehnt, zur Wirklichkeit geworden. Nicht zu einer Wirklichkeit, die ihr abpflücken und in den Mund stecken, die ihr zählen und in die Taschen stecken könnt. Dann hättet ihr keine Sehnsucht mehr, und das wäre das Ende der Menschheit. Aber doch ist es eine Wirklichkeit, die ihr im Hirn und im Herzen, in Augen und Ohren, in Nase und Zunge, in Händen und Haarwurzeln, in Blut und allen Nerven und Muskeln eures Leibes mit sinnlicher Gewißheit fühlt! Ein Trostgeschenk Gottes an die Menschheit ist die Kunst, ein Vorgeschmack unserer Vollendung. Ein Künstler ist ein Mensch, der selige Sinne hat. Seine Sinne hören aus Felsen und Bäumen Worte und Töne eines höheren Lebens, und sie sehen in Worten und Tönen Bäume und Felsen einer beglückteren Welt. Und sein Auge vermag hunderttausend Augen aufzutun, daß sie wie er die stillgeschäftigen Geister ahnen, die über Berg und Tal die Schleier eines neuen Lichtes weben." —

Das sind Worte, die Otto Ernstens Novellen- und Skizzenbuch „Besiegte Sieger" entstammen. Haben wir in dem Dichter, als uns seine Lyrik fesselte, den feinsinnigen Former einzelner Stimmungsbilder gesehen, hat er sich uns von der Bühne herab vornehmlich als den zielsicheren Satiriker bewiesen, so werden wir ihn nun, wo wir an die Betrachtung seines epischen Schaffens herantreten, als den klugen Beobachter und vortrefflichen Schilderer eigener und fremder Schicksale kennen lernen. Der Novellenband „Besiegte Sieger" erschien bereits im Jahre 1891 unter dem Titel „Aus verborgenen Tiefen." Er tut an einer Reihe aus dem Leben geschöpfter Bilder den Sieg des reinen Geistes über die niederen Gewalten dar. Gleich die erste Skizze „Meersymphonie" ist ein Kabinettstück zu nennen. Aus Kleinem und Unwesentlichem wird hier Großes und Erhabenes entwickelt. Es ist eigentlich eine recht gewöhnliche Geschichte. Da will jemand, in dem Bestreben, seinen Mitbürgern wirklich Künstlerisches zu bieten, eine Vereinigung gründen und immer mehr festigen, die sich ausschließlich hohe und vornehme Ziele stellen soll. Sein Gegner Olmann, ein Allerweltsmensch, weiß das liebe Publikum

durch Plattheiten besser zu unterhalten, als der Ernstmeinende es mit Hohem, Seraphischem vermag, und so wird denn aus der ursprünglich als etwas Besonderes geplanten Vereinigung nur ein Amüsierklub mehr. „Das wollen die Leute! Auf diese Weise muß man ihnen beikommen. Was nützt mir alle Kunst, wenn ich die Leute damit aus dem Saal graule? Ich bin auch dafür, daß man sie während der Vorträge ruhig ihr Bier trinken und Zigarren rauchen läßt. Wenn die Leute am Abend ausgehen, dann wollen sie ihre Gemütlichkeit haben." — So sprechen diese „Ölmänner", denen man leider überall und nicht nur in Otto Ernstens Skizzen begegnet. Vor allen Dingen aber soll die Kunst und ihr Genuß um des Himmels willen kein Geld kosten. Der Held mit seiner Sehnsucht flieht vor diesem Unverstand und vor diesem Undank in bitterem Schmerze an das Meer. „Es ist ein winziges, alltägliches Menschenleid," ruft er aus, „und darum ist es ein erdrückendes Leid. Ich habe mein Bestes, mein Fröhlichstes, Mutigstes verloren, mein Gesundes: meinen Glauben an die Zukunft der Menschenseele. Ich habe das Häßlichste des Menschen gesehen: seine selbstbewußte Gewöhnlichkeit, seine alltägliche Durchschnittsgemeinheit, die tiefer entmutigt als Verbrechen und Laster. Das hat mich entwurzelt. Wenn ich's den Menschen erzählte, würden sie lachen. Er hat einen Antrag gestellt und ist damit nicht durchgedrungen — das ist sein Schmerz."

Ja, er leidet tief, dort aber, am ewigen Meere, kann er genesen, denn dort erlebt er die Herrlichkeit der heiligen Natur: wundervoll ist es beschrieben, wie die Nacht sich herabsenkt, wie der Mond alles in seine milden Strahlen hüllt, und wie dann endlich — Allegro beatissimo — der junge Morgen heranbricht, ein Gleichnis des Völkerfrühlings, an dessen Kommen der Dichter mit nie zu lähmender Überzeugung glaubt. Mögen die Un- und Böswilligen sich in ihre stumpfe Gemütlichkeit einspinnen, — einst erscheint doch die Zeit, von der es heißt: „Auf tut sich die Pforte der weißen Burg, und durch sieben Tore der Seligkeit schreitet die Menschheit empor zum ewigen Glück. Immer lauter rauscht die Musik des Weltalls, immer gewaltiger schwillt sie empor, und immer schöner doch, immer entzückender ergreift sie die Herzen, und sieh: unter Donnern der Seligkeit zerreißt das letzte Tor, das letzte Tor zum reinsten Licht."

Man kann es seltsamer Weise oft genug hören, daß Otto Ernst selbst ein Verkünder und Lobredner satter Behaglichkeit sei, — wenn jemals, so offenbart er hier, wie sehr man ihn mit dieser Meinung mißversteht. Es gibt gar keinen erbitterteren Feind und Verächter der ekeln Philistermoral als ihn, und es gibt ferner unter unseren heutigen Autoren auch keinen, der mit einem lebhafteren sozialen

Gefühle ausgestattet wäre. Da schreibt er uns die Erzählung „Der Herr Fabrikant“, — vielleicht und wahrscheinlich in der Erinnerung an seine eigene Jugend. Ergreifende Worte sind es, womit er vom Elend der Zigarrenarbeiter redet, die unter der Faust des Unternehmers schmachten und doch noch froh sein müssen, wenn dieser, der Herr ihrer armseligen Existenz, sie nur weiter beschäftigt. Dem rohen, durch Lug und Trug emporgestiegenen, sich in allen Lüsten wälzenden Fabrikanten, der mit vollbewußter Freude seine entsetzliche Macht ausübt, steht der bleiche, hungernde Arbeiter gegenüber, der schließlich, um für all die erlittene Qual und Schmach Rache zu nehmen, nichts besseres zu tun weiß, als daß er sich an der Haustür des Blutsaugers erhängt.

Gleichfalls eine tiefernste, ja, erschütternde Predigt wider die Sünde der Selbstsucht ist „Der Tod und das Mädchen“. Während sich der Vater, nur an sich und einen Ruhm denkend, den er doch nie erhaschen wird, mit seinen Bekannten dem Vergnügen dilettantischen Musizierens hingibt, liegt seine Tochter im Sterben. Es ist ein eigener Zufall, daß die vier Kunstliebhaber in dieser Stunde gerade Schuberts Triumphlied des Todes einstudieren . . .

Was außer der ganzen, echt menschlichen Stimmung dieser Skizze einen unvergänglichen Wert verleiht, das ist der, man möchte sagen: kongeniale dichterische Text, womit Otto Ernst den zweiten Satz des berühmten D-moll-Quartetts erklärt. Hier spürt man einen Geist, vor dem die Welt der Töne keine Geheimnisse hat.

„Wann werden die Armen Sparsamkeit lernen?“ Das ist die bittere Frage, die Otto Ernst in dem Lebensbilde „Ein Begräbnis“ aufwirft. Einer Witwe ist der einzige Sohn gestorben. Ihr ganzes Hoffen stand auf ihm. Er sollte kein Trinker werden wie sein Vater, — nein! ein ordentlicher Mensch, nur an Schönheit, Kraft und Gutmütigkeit dem Vater gleichen. Nun liegt die Hoffnung tot und starr auf Lumpen, und die Armenkommission besorgt die Bestattung zu einer Zeit, wo die Wohlhabenden den Friedhof verlassen haben. „In der Neige des Tages kommen die einsamen Särge der Armen. Die Leichen darin schämen sich vor der gaffenden Menge und versinken gern geräuschlos unter die Erde. Der Schall des Vaterunsers an ihrem Grabe schlägt nur an die modernden Kreuze des Armenwinkels und streicht verhallend über die Halme des öden Grasfeldes hin.“ Die Witwe möchte ihren Jungen davor bewahren, im „Nasendrücker“ unter die Erde gescharrt zu wissen. Umsonst! Sie kann das Geld nicht erschwingen, um einen Sarg mit hohem Deckel zu beschaffen, aber wenigstens kauft sie von ihren paar Pfennigen doch noch allerhand Zierat für ihren Fritz, und ihre Freundin, eine Armenhäuslerin, wendet ihre letzten Groschen daran, um einen hüb-

schen Kranz zu beschaffen. So trostlos diese Witwe ist. — Siegerin über die harten Geschicke bleibt sie dennoch, denn — die Liebe höret nimmer auf!

Die Tagebuchblätter „Überwunden" möchte ich in mancher Hinsicht ein Brevier für Lehrer nennen. Es sind völlig persönlich gefärbte Aufzeichnungen eines schwer ringenden Gemütes, die uns da vorliegen, — es ist bis zu einem gewissen Grade Otto Ernst selbst, der uns unmittelbar in die Seele faßt, indem er erzählt, was ein Jugenderzieher oft in sich durchzuleiden hat, bevor er mit sich und seinem Berufe zum Frieden gelangt.

Der, den der Dichter diese Blätter vollschreiben läßt, war nach Neigung und Begabung eigentlich zur Musik bestimmt. Aber um seinen Vater und seinen Bruder zu unterstützen, nimmt er es gegen seine Sehnsucht auf sich, das Seminar zu besuchen. Dann ins Leben hinein. „Welch ein widerwärtiger Beruf!" seufzt er. „Was ist es mit der Poesie der Kindesnatur? Was den Menschen zum Menschen macht, das fehlt ihr: das Mitgefühl. Den Fliegen die Beine ausreißen, Frösche, Vögel, Hunde und Katzen mit schweren Steinen werfen; das bringen außer den rohesten Subjekten unter Erwachsenen fast alle Knaben fertig. Hätte mich vor den Augen meiner Schüler der Schlag getötet, so wäre ihnen das nur ein sensationelles Ereignis gewesen". — „Von hundert Samenkörnern, die wir in den Geist der Kinder säen, fallen neunundneunzig entweder auf steinigen Boden, oder sie werden von den Flattervögeln des Leichtsinns aufgepickt, oder der zerstreuende Wind des bunteren Lebens außer der Schule fegt sie hierhin und dorthin. Das hundertste Korn geht glücklich auf — und trägt einfältige Frucht". — Was gehört nicht dazu, um einem Amte, das solche schier unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten bietet, treu zu bleiben? Kein Wunder, wenn der an sich schon schwache Körper des Tagebuchverfassers unter dieser Last zusammenzubrechen droht. Aber trotzdem! Es geht! Sein Pflichtbewußtsein erhält ihn. Die Liebe zu den Kindern pocht mahnend an seine Brust. „Ein Mietling aber, des die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen und verläßt die Schafe. . ." Und es ereignet sich in der Persönlichkeit des Lehrers eine jener Krisen, die wir wohl alle schon erlebt haben. „Was kann das äußere Schicksal uns bringen? Reichtum oder Verlust des Vermögens, Krankheit oder Genesung, Ruhm oder sein Verlöschen und schlimmstens den Verlust geliebter Menschen. Gegen das alles können wir zuletzt unser ganzes Ich behaupten. In uns aber geschehen weit größere Umwälzungen als außer uns, Umwälzungen, in denen wir uns völlig verlieren, um uns völlig anders wiederzufinden, ja, in denen wir uns zu Staub zermalmen, um uns in neuen Atomverbindungen wieder aufzubauen".

Der unablässig kämpfende Mensch erfährt das Glück, ein liebendes Weib im Arm zu halten; ein Mädchen erblüht in diesem Ehebunde, und auf dem Pfade durch die Seele seines Kindes hindurch lernt der Lehrer nun, auch die andere, ihm anvertraute Jugend zu verstehen und sie dahin zu leiten, wohin er sie haben will und muß. — „Um diese schwere Kunst des Pflanzens, die er nie auslernt, zu begreifen, muß der Lehrer den ganzen Weg seiner geistigen Bildung noch einmal rückwärts machen bis zum Uranfang, muß er wie Recha, die Schülerin des weisen Nathan, bei allem, was seine Seele besitzt, sich sagen: Wie, wo, warum er es erworben.“ Pestalozzis Wort: „Ich konnte nicht leben ohne mein Werk“, macht er zu seinem eigenen, und damit gewinnt er den Sieg über sich selbst. Ein Leben hat er verloren, ein anderes zurückgewonnen. Er fühlt, daß er genesen werde, freilich nicht im irdischen Sinne, denn sein siecher Leib geht der Auflösung entgegen, aber das Unsterbliche in ihm hat sich durch alle Macht der Leidenschaften hindurch zur Läuterung emporgeschwungen. — In diesen Tagebuchblättern finden wir neben wertvollen pädagogischen Anregungen die herrlichsten Aussprüche, die vielleicht je über die Musik getan worden sind, so, wenn der Dichter seinem Lehrer folgendermaßen die Feder führt: „Nirgends verstehe ich besser den Pantheismus als in der Musik. Denn in der Musik ist alles in Gott und Gott in allem. Nirgends empfind ich auch ein höheres Glück als in ihr. Die Musik ist ein Traumparadies ganz nah über unserem Haupt; aber ewig bleibt es über uns. Es ist nah genug, daß sich alle irdische Bewegung in ihm spiegelt, aber so fern, daß wir in verzehrender Tantalusqual immer vergeblich mit irdischer Hand nach seinen Wonnen greifen, um sie in unser Dasein herüberzuholen. Unser Ohr folgt dem verklingenden Ton wie unser Auge dem verlöschenden Strahl am Abendhimmel. Beiden wandelt suchenden Schrittes die Sehnsucht nach“. — Ist wohl je von der Tonkunst inniger, klarer und ehrlicher begeistert geredet worden, als Otto Ernst es vermag, der an einer anderen Stelle einmal erzählt: „Nicht ins Ohr, — mein ganzes Wesen sättigte sich an dem melodischen Zauber. Nicht von der Erde, aus überirdischen Höhen hörte ich Schuberts „Lob der Tränen“. Kein Instrument — keine Menschenstimme — meine Erinnerung sang mir das Lied. Aus dem Innern kams und klang doch aus der Ferne. Süß, wie ich es vor Jahren, vor Jahren gehört. Ein wundersames Lied. Eine zarte Hand gleitet dir über Stirn und Augen, über Schläfe und Wangen, immer wieder, immer gleich in sanft erquickender Berührung. Kein geschwätziger Trost, keine heftige Tränenflut in Tönen, nur ein schweigendes Gewähren: Weine, weine; es kommt die Ruhe“. —

Das einigermaßen typische Schicksal eines jungen Literaten wird

uns in mehr erheiternder als tragischer Art in den Briefen „Herkules Meiers Gedichte“ berichtet. Diese Briefe sind eine leichtere Frucht der Otto Ernstschen Fabulierungsgabe. In der Tat: die Nöte solcher Autorenseele können an Härte und Grausamkeit nicht mit dem verglichen werden, was ein mit seinem Amte nicht einiger Lehrer zu erdulden hat. Indessen auch aus dem oft scherzenden Ton, den Otto Ernst seinen Herkules Meier anschlagen läßt, hört man viel Wehmütiges heraus. . .

Ein junger Mensch hat sein Heft mit Gedichten geschrieben. Nun kommt erst das Gelaufe von einem Verleger zum andern, und als sich dann zuletzt glücklich einer findet, der den Mut hat, die Verse zu drucken, als die Ergüsse im Buche gesammelt vor ihrem Verfasser liegen, ja, da geht die mannigfache Enttäuschung erst recht an. Wir begrüßen sie allesamt, die auf so merkwürdige Art „Anteil“ an einem Lyrikergeschick nehmen, — den Vorgesetzten, dem der Poet ein verdächtiger Untergebener wird, — die Kollegen, die nicht recht mehr wissen, was sie mit so einem Jüngling, der höhere Interessen hat als sie, anfangen sollen und sich deshalb in hämischen Reden ausleben, — und dann in der Gesellschaft die verschiedenen Leutchen, wie sie jedem Schriftsteller begegnen: die Hochmütigen, die rührend Unverständigen, die süßlich Schwärmenden, die ungenießbar Doktrinären, die sich aus Trägheit ihres Geistes nicht vorstellen können, daß nach Goethes Tode auch noch der Funke der Poesie in der Welt glimmt. Ferner sind da die Edlen, die die Kunst nur nach dem einschätzen, was sie an Mammon einbringt, und so die ganze, lange Reihe der Gestalten, wider die das Dichterherz vergebens ankämpft, denn sie sind vom Bewußtsein ihrer eigenen Vollkommenheit durchdrungen, und es gibt nichts, wodurch ihnen eine andere Anschauung eingepflanzt werden könnte. Freilich ziehen ja zum Troste auch die Freunde, die fest an den Künstler glauben, an uns vorüber. Und nun die Kritik! Herkules Meier stellt einmal zusammen, was er in den Blättern über seine Leistung zu hören bekommt: „Ich bin ein echter, ganzer Dichter vom Scheitel bis zur Sohle, ein großes Talent, wenn ich es auch bei einiger Reimfertigkeit nicht über einen Dichterling hinausgebracht habe. Mein Buch, originell in jedem Zuge, büßt dadurch an Wert ein, daß man es aus einem Haufen Dutzendware aufs Geratewohl herausgreifen darf, ohne meinem Range zu nahe zu treten. Die Form meiner Gedichte, vollendet, salopp, hinreißend, trivial, klar und verworren wie sie ist, würde u. a. durch die außerordentliche Reinheit und Kraft der Reime erfreuen, wenn diese Reime nicht meistens unrein und matt wären. Meine Gewohnheit, jedem flüchtigen, oberflächlichen Eindruck zu folgen, kommt besonders in der feinen und eindringlichen Seelenmalerei meiner Gedichte zum Vor-

schein". So geht es weiter. Wer von uns Schriftstellern könnte aus dem über ihn selbst Gesagten nicht ein ähnliches Register liefern? Und Gott sei Dank, daß wirs können, denn es wäre furchtbar langweilig, wenn wir über ein Buch immer nur ein und dasselbe zu hören bekämen. Es mag auch eine Abwehr gegen das sein, was man Otto Ernst von vielen Seiten, wie wir bei seinen Dramen gesehen haben, in die Schuhe schieben wollte, wenn Herkules Meier sich also äußert: „Natürlich ward ich auch ein paarmal wegen meiner Gesinnung vermöbelt. Sie wissen, daß ich gelegentlich, das heißt, wo es mir ein innerer Zwang gebietet, in den Kampf für meine Überzeugung eintrete, daß aus manchem meiner Lieder Schlachtruf erklingt. Wenn man das tut, ist man „Tendenzdichter". Wenn man etwas sagt, was Piepenbrink nicht paßt, ist man Tendenzdichter." Und sehr treffend fährt er dann fort: „Noch peinlicher freilich, als die Fraktionssimpelei eines Gegners ist mir die eines „Freundes". Wie unendlich trostlos und beschämend es für einen Dichter ist, das Lob solcher „Freunde" sich an einem Punkte festsaugen zu sehen, an dem er mit ihnen in dieselbe Kerbe (aber um Gottes willen keinen Millimeter daneben!) schlägt, zu sehen, wie sie in stiermäßiger Verranntheit über alles andere achtlos dahintrampeln, zu erkennen, daß die radikalen Böcke ebensowohl Schafe sind wie die konservativen Hammel, lassen Sie mich davon schweigen!" — Die Liebe krönt auch in dieser Skizze das Werk. Ein selbstloses Mädchen folgt dem jungen Herkules in die Zukunft. Dem sicheren Port des Beamtentums entfliehend, nimmt er an der Seite seiner Maria fröhlich den Streit mit den Wogen des Lebens auf.

Ja! Eine Freudensonne glüht
Inmitten wilden Krieges:
In allen edlen Herzen ist's
Die Zuversicht des Sieges!
Doch wo das Schwert, das ihn erwirbt,
Das jeden Höllengeist verdirbt?
Wo glänzt die blanke Wehre,
Die hehre?

Nun Mitternacht! — Da ließ ich weit
Die Glocke donnernd schwingen,
Und meine Seele schrie hinein
Mit Beben und mit Klingen:
Sie soll uns Schwert des Lichtes sein,
Die reine Siegerin allein
In Nacht und Sturmgetriebe:
Die Liebe. —

Den Beschluß dieses Buches, dessen reichen Inhalt zu entrollen ich mich bemüht habe, bildet die „Sinfonia religiosa“, die Selbstdarstellung eines Menschen, der mit dem älteren Gottesbegriff unzufrieden ist. — „Ihr habt einen alten, ehrwürdigen Mann in einen großen schönen Stuhl gesetzt und gesagt: das ist unser Gott. Ihr habt ihm einige Eigenheiten und Eigenschaften abgelauscht und respektiert ihn, soweit es angeht! Ihr seid Gott los. Aber Gott ist kein Vater, wie ihr es meint, kein ruhender Repräsentant des Vergangenen, des Fertigen und Absterbenden, kein Verwaltungsbeamter, der sich darauf beschränkt, die laufenden Geschäfte zu erledigen.“ — Der Sucher nach dem neuen, wahren Gott verfällt in Sünde, die er hinter Gefängnismauern büßen muß. Als er der Bande wieder ledig ist, gerät er unter das, was der anständige Mensch mit Gesindel bezeichnet, — unter eine Schar von jenen Armen, die alle mit der Gesellschaft nichts mehr gemein haben, weil sie abseits von der landläufigen Moral ihre eigenen Wege gegangen sind. Und in ihnen allen lebt doch noch der Begriff von etwas Höherem, — sie alle lassen das Schnapsglas vom Munde sinken und lauschen dem, der ihnen eine nie gehörte Religion predigt: „Nichts will ich predigen, als daß kein Gott ist, daß noch lange kein Gott sein wird. Ich möchte die Menschen hinausstoßen aus dem Gottvaterhause ins Leben hinein! Sie sollen erkennen, daß sie allein sind und niemand ihnen hilft. Sie sollen erkennen, daß sie allein sind und daß sie darum Brüder sind, daß sie darum zusammengehören. Dann werden sie einander lieben; denn Einsamkeit führt die Herzen zusammen“.

In poetischer Phantasie erschaut dieser seltsame Priester den Tag, wo aus dem bewußten Menschen die bewußte Menschheit wird und wo das große Geheimnis entschleiert ist: das Geheimnis der ewig wachsenden Seligkeit.

Wahrlich, zu einem Dichter wie Otto Ernst, dessen Seele solchen Höhensinn pflegt und ausströmt, dürfen wir aufschauen als zu einem berufenen Verkünder der echten Freiheit, der sein schönstes Glück im Beglücken findet: „Nur treu sein, Treue halten deinen Brüdern, den Menschen. Wenn du deinen Kopf an die Brust eines Menschen lehnst, so gehöre ihm auch wahrhaftig. Du kannst nichts Großes tun, es sei denn für die Menschen, deine Brüder. Freilich mag es geschehen, daß alle Menschen der Erde dir fluchen und die Gemeinen dich verachten und du in lautloser Nacht allein in deinem Zimmer hockst, mit aufstöhnender Brust. Aber von dem Bildnis gegenüber an der Wand wird ein Schein der Straßenlaterne zurückfallen in dein offenes Auge, und von leise bewegten Lippen wirst du es hören: Ja, ja, es gibt ein Glück der Edlen.“ — — — —

Ich möchte an dieser Stelle fortfahren, diejenigen Dichtungen

Otto Ernstens zu erwähnen, die man unter dem Namen Novellen zusammenfassen kann, wenn sie auch nach ihrem Aufbau der strengen ästhetischen Kunstform dieses Genres nicht eigentlich entsprechen. 1896 erschienen die „Kartäuser-Geschichten“. Der erste Abschnitt ist es, der dem Buche den Titel gegeben hat. Da sehen wir zwei Menschenkinder, die einander suchten und doch nicht zueinander kommen konnten. Weshalb? Das geht weit in das Gemütsleben der jungen Eheleute hinein. Er schweigt gern . . . sie aber will die Gefährtin seiner Gedanken und nicht bloß für sein sinnliches Genüge vorhanden sein. Er ist Egoist, — sie die Anschmiegsame. Er ist zu sehr dem eigenen Trachten ergeben, als daß er ihre Hingabe voll zu würdigen versteht. Sie schenkt ihm Kinder, sie bleibt sich in ihrem Wesen durchaus treu, — er erlebt auch keine Enttäuschung an ihr, wohl aber muß sie immer seelenhungriger an seiner Seite werden. — „Was war das nur mit ihm! Schätzte er sie zu gering, um sie an seinem Innenleben teilnehmen zu lassen? O nein, er achtete sie wohl! Wenn sie mit andern sprach, hatte sie wohl bemerkt, daß sie ihm gefiel. Ja, er hatte sich offenbar gefreut, daß sie mit guter Manier über ernste und heitere Dinge sprach. Geschämt hatte er sich ihrer nie, das wußte sie ganz bestimmt. Ob sie ihm freilich Anregung bieten, ob sie ihm nur folgen konnte? Wenn er es nur versuchen wollte mit ihr. Im Grunde ihrer Seele fühlte sie sehr deutlich die ungenützte, drängende Kraft.“ — Es kommt eine Stunde, da er das erkennt, was er seine Schuld nennen muß, da er einsieht, daß sie ein Recht darauf hat, an seinem geheimen Werden und Wachsen teilzunehmen. Und nun, — er ist ja kein Unmensch bei all seiner Eigenliebe, — nun tut er sein Mögliches, ihr von seinem Denken und Fühlen zu spenden. Freilich muß er sich dazu zwingen, — ein natürlicher Fluß des Mitteilens von ihm zu ihr entsteht trotz seiner Bemühung nicht. — „Wir können ja doch nicht sagen, was wir denken,“ meint er. „Wir sprechen nur, wenn wir schweigen; denn dann tun wir mit der Sprache, was wir wollen. Aber wenn wir den Mund auftun, dann schwatzen wir. Unsre besten Gedanken und Gefühle sind Nachtwandler; sie ergehen sich behend und sicher auf den höchsten Dachfirsten, aber sobald wir sie beim Namen rufen, fallen sie ohne Gnade herunter und brechen das Genick. O du glaubst nicht, wie ich zuweilen die Sprache hasse — und die Sprecher — die immer fixen Disputanten zum Beispiel —.“ An dieser tief in seinem Charakter wurzelnden Verschlossenheit geht sie zu Grunde, denn sie ist nicht stark genug, um ihn innerlichst entbehren zu können, — ihr Geist hat aber nicht die Kraft, diesen Mann so umzumodeln, wie es für ihr Leben nötig wäre.

Auch das zweite Stück, „Anna Menzel“, ist eine Tragödie vom

Herzenshunger. Ach! Ein so gewöhnliches Vorkommnis und doch wie mit Zangen in unsere Brust packend. Da ist ein junges Mädchen. . . Vater und Mutter sind tot. Das verlassene Geschöpf muß sich als Dienstbote durchs Leben schlagen. Es wird hin und her gestoßen. Uneigennützige Freundlichkeit und Liebe bietet ihm niemand. Da bekommt Anna Menzel wenigstens eine gute Brotstelle, aber sie muß dafür auch arbeiten, daß ihr oft nicht ein bißchen Zeit übrig bleibt, um an sich selbst zu denken. Und doch webt in ihr die Sehnsucht, auch einmal Mensch, nicht immer nur Lasttier zu sein. Endlich scheint ihr das Glück zu winken. Ein junger Mensch faßt Interesse für sie. Mit vollen Segeln steuert ihre Neigung auf ihn zu, — er soll ihr Retter, ihr Erlöser sein. Aber der Ichling hat ganz etwas anderes im Auge, . . . er will nur mit ihr spielen, will sich sättigen, und all ihr Vertrauen, all ihre Reinheit nötigt ihm keine Ehrfurcht ab. Da sie seinem Begehren nicht gehorcht, so verläßt er sie nach Art dieser „Herrenmenschen“, gänzlich unbekümmert darum, wie sie mit der großen Enttäuschung fertig wird. Ihr Glaube an die Menschheit ist zertrümmert, — was liegt ihr noch am Leben? Es ist für sie nur eine überflüssige Bürde. Sie wirft sich aus dem Fenster — hinab in den Schoß des großen Erbarmens.

In der „Kunstreise nach Hümpeldorf“ läßt der Dichter wieder alle Feuer seiner satirischen Laune sprühen. Der Zwiespalt zwischen einem hochstrebenden Geiste und jener bösen Macht, der Frau Stupiditas, ist mit stark drastischen Mitteln dargestellt. Poetisch schätzenswert wirkt in dieser sonst etwas zu lose gefügten Skizze der Prolog, den der junge Poet für den unglücklichen Hümpeldorfer Gastwirtsverein verfaßt. Besonders ziehen uns dann aber die eingestreuten Naturschilderungen an, worin Otto Ernstens Heimatliebe mit bildhafter Sprache den Zauber des meerumschlungenen Landes zu zeichnen weiß. Man vernehme nur:

„Es waren holsteinische Heckenwege, ein wunderreiches Paradies für ein stilles, gehorsames Kind der großen Mutter. Nur hier und da am Wiesenrande oder fern am Horizont ein paar einsame, träumende Bäume. Und es war noch Frühling; noch ballten sich nicht die Laubkronen von Bäumen und Büschen zu massigen Klumpen; fein und schlank baute sich noch vor dem Blick die zarte Architektur der Kronen auf, die dünnen flimmernden Pfeiler mit den durchsichtig grünen Bögen darüber; solch ein ganzer Baum ein großes inniges, verschwiegenes Wachsen und Bauen nach oben, nach oben“. Und noch ein Beispiel: „Den Kopf hoch — und noch einen, einen durstigen Blick ins weite, frisch lebendige Grün! Dort hinten schieben sich von beiden Seiten die Büsche vor wie Kulissen, wie ein Proszenium, und dahinter dehnt sich ein neuer grüner Plan aus, eine zweite Wiese,

und erst dort hinten auf der grünen Bühne wird geruhig wandelndes Leben, werden grasende Rinder sichtbar. Wie in einem träumenden Leben folgen sie dem stummen Trieb; zwischen zwei Schritten verstreicht eine lange Zeit. In dämmernder Ruhe schreiten sie langsam dahin, bald mit am Boden suchendem Kopf, bald den Hals wagerecht vorgestreckt, kauend mit lässigem Fleiß, hin und wieder die Lider senkend und das dunkle Auge mit neuem Schimmer feuchtend, dieses ewig ernste, duldende Auge, aus dem uns doch so seltsam ein Wissendes anspricht".

In Hamburgs düsterste Tage führt uns die Skizze „Ein Einschleicher". Das ist eine außerordentlich knappe und plastische Darstellung der furchtbaren Choleraepidemie. Erst geht nur ein ungläubig aufgenommenes Gerücht durch die Stadt: „Im Hafen sollen Fälle von Cholera vorgekommen sein." Dann wird es zur Gewißheit. Die Zeitungen schreiben es: „Leider steht es jetzt außer allem Zweifel, daß in unserer Vaterstadt die asiatische Cholera —" Der Schrecken kommt über das mächtige Gemeinwesen. Wer da irgend kann, entflieht dem Verderben, — andere wieder treten ihm grenzenlos leichtsinnig entgegen. Durch die Straßen rasseln die Kranken- und Leichenwagen. Immer höher schwillt die rote Woge der Seuche an. Elend und Jammer überall, Leben nur da draußen auf den Friedhöfen, im Garten des Todes. „Wagen auf Wagen hält vor der Pforte bei Tag und Nacht. Bei Sonnenschein und Fackellicht sinken sie hinab, „ohn' Nachtmahl, ohne Ölung", ohne Sarg, in Säcken von grobem Leinen. Eine Schicht Kalk — eine Schicht Menschen — eine Schicht Kalk — eine Schicht Menschen — eine traurige Litanei, ein frostiger Kehrreim. Viele dem Namen nach unbekannt. Was soll der Name noch gelten, wo der Mensch nichts mehr gilt? Über siebenhundert in vierundzwanzig Stunden! Alle in eine „gemeinsame Gruft!" — Endlich hat das Fürchterliche ausgerast. Die Zahlen der Fälle schmelzen zusammen. Der Mensch will aufatmen allem Unglück zum Trotz. „Die Lungen sind da und wollen sich bewegen. Und es ist ihm schon Erlösung, wenn die den Hals umklammernde Faust sich um die Breite eines Strohhalms weitet. — Die weite Wiese vor meinem Fenster liegt im lichten Morgennebel. Einzelne Sonnengoldfäden blitzen auf und verlöschen im bläulichen Schleier. Eine Riesengestalt, unkenntlich, rätselhaft, stapft durch den Nebel: ein einsamer Mäher; zu seinen Füßen fährt es blinkend hin und her. Und kleiner und kleiner wird die schattenhafte Gestalt. Und leise — fern — verrauscht der Ährenschnitt".

Mit der liebenswürdigen Bülow-Anekdote „Hans im Glücke", einem Loblied auf die Musik und ihre allerlösende Wirkung, schließt diese Sammlung harmonisch ab.

Otto Ernst ist als Novellist von großer Schlichtheit. Nirgends bleibt er in der Psychologie am Oberflächlichen haften, und scheinbare Ausweichungen ins Nebensächliche hinein müssen sich doch seinem Hauptzwecke unterordnen. Die Natürlichkeit seiner Sprache, die doch nie ins Triviale umschlägt und bei allem Realismus ein seltsames, romantisch anmutendes Klingen und Singen besitzt, — die Kraft, das Menschliche durchaus mit eigenen Augen zu sehen, und der Mut, das Gesehene nun auch ganz so wiederzugeben, wie es sich in des Dichters Temperament künstlerisch umgebildet hat, — das sind die Vorzüge dieser Geschichten, die den alten, wahrlich kritischen Theodor Fontane zu der Wertung begeisterten: „Es ist etwas Neues, dadurch, daß alles neu gesehen, neu angepackt ist, vor allem neu gefühlt. Und das kommt daher, daß wir überall den Dichter selbst haben, daß es die subjektivsten Novellen sind, die ich kenne. Es ist ganz byronisch. Daß nicht jeder dies darf, ist klar, verbietet sich auch, weil es nicht jeder kann; wer's aber ausnahmsweise kann und darf, der wird große Wirkungen damit erzielen. Die Wahrnehmung, daß es überall auf der Wiese neu blüht, beglückt mich in meinen alten Tagen".

* * *

Bevor ich nun zu Otto Ernstens größter epischer Dichtung übergehe, seien hier erst noch ein paar kleinere Werke angeführt, und zwar neben den lustigen „Hamburger Schippergeschichten" besonders zwei Bücher, die, so verschieden sie auch sind, doch etwas Gemeinsames an sich haben, weil in beiden die Elternliebe eine bedeutsame Rolle spielt. In dem einen Büchlein freilich, das 1896 erschien und den Titel „Der süße Willy", Geschichte einer netten Erziehung, trägt, ist es die durchaus zu verwerfende Affenliebe, womit ein Emporkömmlings-Elternpaar seinen Sprößling aufwachsen läßt und als das Ergebnis dieser Fehlerziehung einen an Leib und Seele verlumpten, greisen Jüngling vor sich sieht, ohne allerdings den Abgrund seiner Verderbnis zu ahnen, — in dem anderen, das zehn Jahre später veröffentlicht wurde, und „Appelschnut", Altes und Neues von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen, heißt, folgt das wahrhaft und verständnisvoll liebende Elternauge den holdesten Regungen des Kindes und läßt ihm mit aller Sorgsamkeit und Schonsamkeit die Freiheit, um es so zum selbständigen, frischfröhlichen Menschen heranzubilden. Der „Süße Willy" wirkt in seiner Schärfe wie ein Schlag, — in „Appelschnut" ist alles fein und freundlich. Man wendet sich, wenn auch der Humor des Verfassers manches Häßliche erträglich macht, von dem „Erziehungsidyll", wie Otto Ernst seine Satire auf die Protzenfamilie und ihre pädagogischen Grund-

säße zuerst benannte, mit Abscheu fort. — es ist und bleibt aber ein modernes „Krebsbüchlein“ ersten Ranges, was der Dichter uns da geschaffen hat. — Gern und liebevoll weilt dagegen der Blick auf den reizenden Kinderszenen, die Otto Ernst belauscht und in ihrer ganzen Anmut niedergeschrieben hat. Appelschnut, worin der Dichter die Psychologie der typischen Kinderseele zu künstlerischer Darstellung bringt, ist in der Tat, wie Adolf Heilborn schreibt, der Inbegriff frühlingsfroher, sonnenheller Kindheit. Fern von allen Kämpfen weilen wir mit der jungen Seele in ihrem Paradies. Wir fühlen mit ihr ihre kleinen und doch so großen und edelreinen Freuden, wir teilen mit ihr die Schmerzen, die uns Erwachsene vielleicht unwichtig dünken, und die am Ende tiefer gehen, als wir ahnen. Ich gestehe, daß ich eine Stelle dieses einzig dastehenden Buches nicht lesen kann, ohne daß mir die Tränen kommen. Es geht zum Abschied von einem Aufenthalt an der See. „Und ganz zuletzt“, so berichtet der Dichter, „erlebe ich noch etwas Wundersam-Schönes. Mein Töchterlein hat hier eine Freundin gefunden, die heißt Else. Totweinen würde sie sich, wenn sie Else niemals wiedersehen sollte, so hat Irene erklärt. Nun umwandern sie, um Hals und Hüfte innig Arm und Arm geschlungen, die Reste unserer Strandburg und singen. Irene singt: „Nun ade, du mein lieb Elseland, lieb Elseland, ade!“ Das Land, wo sie Else kennen gelernt, ist ihr ein Elseland geworden. Else singt: „Nun ade, du mein Irenenland, Irenenland ade!“ Das Land, wo sie Irene fand, ist ihr ein Irenenland geworden. „Irene“ ist „der Friede“ — das weiß Else vielleicht nicht einmal. Kinder, ihr singt ein tiefsinniges Lied. Nun ade, du mein Irenenland — — —!“ —

Schrieb Otto Ernst dieses Prachtwerkchen mehr über das Kind als für das Kind, so hat er sich neuerdings, wie hier gleich angefügt werden möge, auch unter die richtigen Jugendschriftsteller begeben. „Der Kinder Schlaraffenland“ (1910) und die Bearbeitungen von „Robinson Crusoe“ sowie von „Gulliver in Liliput“ (1911) haben ihm die Herzen der kleine Leute neu gewonnen, wie er die der Großen längst besaß.

* * *

Es setzt schließlich jeder Dichter einmal die Feder an, um seine „Wahrheit und Dichtung“ zu schreiben. Otto Ernst hat sich für diese Selbstdarstellung die Gestalt des Asmus Semper gewählt. Der erste Band, das Jugendland, kam im Jahre 1904, der zweite Band, der uns den Helden als Jüngling gibt, im Jahre 1907 heraus. Beide haben es zu hohen Auflagen gebracht. An poetischem Reiz und an runder Fülle der Darstellung übertrifft meiner Meinung nach das erste Semperbuch das zweite. Es ist Otto Ernst so

gegangen, wie es fast allen Dichterbiographen geht: je ferner die Zeit, die beschrieben wird, zurückliegt, um so mehr Liebe strahlt das Gemüt auf sie aus. Was Düsteres gewesen ist, das vergoldet sich von selbst, und das genossene Gute erscheint in erhöhtem Glanze.



Max Man, Hamburg, Phot.

Otto Ernst und „Appelschnut".

Je näher uns aber die Tage sind, deren Inhalt wir beichten wollen, desto kritischer betrachten wir sie auch. Unser Dank für das Schöne ist nicht mehr so unbedingt, — die Verzeihung, die wir dem Leben für Mühsal und Ungemach spenden, ist nicht mehr so bereitwillig milde. Asmus Sempers Jugendland ist ein rein subjektives Werk

geblieben und kein Zeitroman geworden; die Erlebnisse gehen kaum über den persönlichen Kreis des Helden hinaus. Was aber den Roman so eigen fesselnd macht, das ist die innige Wärme, in die alles, sogar das Kleinste, eingehüllt wird. Es ist die unmittelbare Wirkung von Herz zu Herz, die dem Buche überall den Sieg verleiht. Und wie das Dichterherz spricht, so wird es von einem sinnigen, leise brodelnden Humor begleitet. Wir sehen eine Menge Gestalten, die sämtlich ihre Wunderlichkeiten besitzen, — sie gewinnen uns, und wir behalten ihre Züge in der Seele wie die Gesichter guter Freunde:

Klang es nicht wie längst verwehtes Leben?
Ja, es rief wie erste Kindertage,
War wie alter Ahnen leises Rufen,
Die noch wachen in vergessnen Gräbern,
In vergessnen Gräbern.

Otto Ernst erhebt sich in diesem Werke zur vollen epischen Meisterschaft. Alles ist breit angelegt, nirgends aber gibt es leere Flächen, ermüdende Wiederholungen. Als ruhiger, stetiger Strom rollt die Erzählung dahin, und je unwichtiger dem Außenstehenden an sich die Geschehnisse erscheinen müssen, um so mehr bewundern wir des Dichters Gewalt, womit er sie für uns in das Wesentliche stellt.

Was ist es denn Großes, das uns da vorgeführt wird? Das Aufwachsen eines helläugigen Jungen in ärmlicher Umgebung, . . . und sein ganzes Glück wird es zuletzt, daß er Seminarist werden kann. In zwei Zeilen ist das hingeschrieben, — Otto Ernst aber läßt daraus einen umfangreichen Band werden, und das tut er mit Recht, denn, wo er nur in dieses Menschenleben hineingreift, da wird es ihm und dadurch auch uns interessant. Seine sonst oft so ätzende Satire läßt er hier nur gelinde spielen, und da, wo er anerkennen und freundlich gedenken darf, verstreut er auch seine Zuneigung mit vollen Händen. Dadurch erhält Asmus Semper etwas Übersonntes, Versöhnliches, so daß man sich mit aller Ruhe und dem immer wachsenden Vertrauen, es werde einem nirgend etwas unfroh Machendes begegnen, ins Lesen versenkt.

Wer den Dichter überhaupt begreifen will, muß Sempers Jugendland gelesen haben. Es ist auffallend, wie eigentlich alles, was da geschieht, ganz dazu dient, frühzeitig die künstlerische Entwickelung des Zigarrenmachersohnes zu fördern, ihn zu Höherem zu bilden. Wir erkennen gerade in dieser Dichtung: daß es der Wille, auch wohl der Trieb des Einzelnen ist, die sich die für jeden passende und also notwendige Welt erbauen. Der Keim der Phantasie, der

in des Knaben Brust von vornherein ruhte, schafft sich alles nach seinen Wünschen um. Ein anderer Junge in derselben Umgebung, nun, der wäre eben auch Zigarrenmacher geworden, wohl Sozialdemokrat dabei, eine Natur voller Haß gegen die „Oberen“, ohne viel Liebe zu Seinesgleichen. Man nennt den Hunger den besten Koch. Das mag da, wo es noch etwas zu kochen gibt, schon seine Berechtigung haben, — wenn er sich aber an den kalten Herd stellen muß, so ist er ein böser Geselle, der in seinem Groll gegen die Gatten noch die paar leeren Schüsseln zerschlägt, die er findet. Es gehört eine reiche Seele dazu, Armut zu ertragen, . . . es gehört ein Stück Weltflucht dazu, um es als Enterbter auf dieser Erde auszuhalten. Asmus Sempers Vater hat beides: den inneren Reichtum und die Abkehr vom Wirklichen, und auf seinen Sohn sind diese Gaben in zugleich vermehrtem und verfeinertem Maße übertragen. Da das Kind zum ersten Male die Augen zur Sonne aufschlug, war auch der Dichter in ihm schon wach. Zwar etwas vom Dichter lebt ja in jedem Kinde, — Gott vergönnt es jedem werdenden Menschen, sein Paradies zu genießen und die Dinge so zu schauen, wie sie dem Stande der Unschuld erscheinen müssen: als anmutig und bedeutend, — wo aber eine Seele mit künstlerischer Begabung begnadet ist, da hat sie bereits in den ersten Jahren natürlich in gesteigertem Maße die Fähigkeit, überall Leben und im Leben Erhabenheit und Schönheit zu empfinden. So geht es Asmus Semper, dessen frühzeitige Intelligenz der tabakkauenden Hausfreundin gewichtige Bedenken erregt. „Frau Semper, das Kind ist für sein Alter viel zu klug, und das ist nicht gut; Sie müssen ihm mehr Schläge geben,“ sagt sie zu Asmussens Mutter. Man kann es dem Jungen nicht verargen, daß er die Ratgeberin nicht eher wohlwollend anblickte, als bis sie ihm ihr im Grunde doch gutes Herz mit dem Geschenk eines schönen Apfels bewiesen hatte. Und was der Knabe nun auch durchzumachen hat, weit mehr Leid als Freude, — es ist ihm immer so wie an jenem Morgen, da die Eltern aus einer ärmlichen Wohnung zur ebenen Erde in ein freilich gleichfalls kahles Gelaß im oberen Teile eines Hauses umgezogen sind: „Asmus stand irgendwo hoch oben, und seine Augen gingen immer weiter, immer weiter über endlose Wiesen und durch endlose Himmelsbläue; sie wandelten in einem Paradiese des Raumes, wo sie rot und weiße Wolkenschmetterlinge fangen konnten, ohne je ans Ende zu gelangen.“

Ein reines Glück ist ihm im Vaterhause verliehen: „Im Semperschen Hause wurde viel gesungen; Vater und Mutter und alle Kinder sangen; nur wenn es Kartoffeln aufs Brod gegeben hatte, dann waren die Kehlen wohl eine Weile trocken: aber eine Stunde später konnten sie schon wieder singen. Und sobald irgendwo ge-

fungen wurde, ließ Asmus seinen Hammer oder Peitsche oder Säbel ruhen, um die Ohren zu spitzen wie ein Häslein." Und die Musik bleibt denn auch durch alle Trübsal hindurch seine treue Begleiterin, — ihrer herzerhebenden Kraft verdankt der Held das Beste, was er besitzt: die Reinheit seines Empfindens und jenes sichere Gefühl für Rhythmus, das Merkmal des Dichters. Die Leidenschaft für das Theater wird ihm zum zweiten bestimmenden Elemente. Er fröhnt ihr mit den kleinen, unzulänglichen und ach! doch so überaus befriedigenden Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. So weihevoll wie dem kleinen Asmus Semper bei den Festspielen im „Düstern langen Balken" ist es sicherlich Otto Ernst später auch bei seinen rauschendsten Bühnentriumphen nicht zumute gewesen. Charakteristisch ist neben dieser Neigung zu allem Künstlerischen der dem Knaben angeborene Sinn für äußere Feinheit und Vornehmheit. Als er zwei schöngekleidete Mädchen erblickt, da „war sein Anschauen wie ein Gebet. Und wenn sie gar freundlich zu ihm sprachen und ihm zulächelten, dann schien es ihm, als wären Engel herabgestiegen, um mit ihm zu spielen. Nachdem sie gegangen waren, verzehrte er sich wochenlang vor Sehnsucht nach ihrer Nähe. Er hatte einmal gehört, daß einige Menschen in den Himmel kämen, andere in die Hölle. Jetzt begriff er das. Solche Mädchen kommen in den Himmel, dachte er. Und er sah an sich herunter und dachte: „Mit solchen Hosen und solchen Stiefeln kommst du nie hinein."

Nach den Jahren des kindlichen Träumens jene eigentümliche Zeit des ersten Lernens, wo jeder Tag der Seele neue Gebiete eröffnet. Was mit Kunst zu tun hat, mag es in noch so seltsamer und geschraubter Form auftreten, das berührt den Knaben immer stärker, und je tiefer die Familie Semper ins Elend sinkt, desto unbehinderter nimmt der jugendliche Geist seinen Flug zur Höhe. Auch das Gewöhnlichste nützt seinem Bedürfnis zu fabulieren. In Vater und Mutter steht, was ihr Wesen und die Behandlungsart ihres Kindes anbelangt, das Psychische im Gegensatz zum Physischen: des Vaters Wesen ist durch und durch weiblich in Güte, Nachsicht, in der Freude am Schönen, — die Mutter erweist sich als die aus Notwendigkeit Praktische, männlich Fortschreitende und Sorgende.

Die große Zeit, „da der Kaiser Napoleon und hunderttausend Franzosen gefangen werden", spült so ganz eben an Asmus Sempers Daseinsufer heran. Und nun kommt denn die Schulzeit mit all ihren Schmerzen und Wonnen, die jeder von uns in irgendeiner Weise hinter sich hat. Die besondere Art des Knaben erzeugt auch in den verschiedenen Lehrern eine vom gebräuchlichen „Trott" abweichende Methode, auf die geistigen Bedürfnisse dieses Schülers einzugehen, — sie bewirkt aber auch, daß sich unter den Kameraden eine Partei

gegen ihn bildet, und er muß es schwer büßen, weil er sich durch allerhand Gaben und Ansichten vor den übrigen auszeichnet. Männer, die der politischen Opposition angehören, pflanzen für immerdar eine freiheitliche Gesinnung in den Jungen hinein. Er dankt ihr Gutes: sein Unabhängigkeitsgefühl, sein Aufbrausen wider alles soziale Unrecht, sein unbedingtes Eintreten für die auf die Schattenseite des Glückes Verwiesenen. Die Frömmigkeit, die in jeder Brust ruht, wird ihm durch den furchtbar mechanisch-dogmatischen Religions-



Rudolph Dührkoop, Hamburg, Phot.

Otto Ernst in seinem Arbeitszimmer.

unterricht gedämpft, den wir ja zur Mehrzahl auch alle mit Trauern kennen gelernt haben. „So blieb ihm denn jede Religionsstunde ein anderthalbstündiges Leiden, bei dem er sich auch körperlich unwohl fühlte, es sei denn, daß ihn eine wohltätige Unaufmerksamkeit überfiel oder daß er sich plötzlich mit einer innigen Freude erinnerte, diesen Morgen Butter auf dem Brote oder gar ein paar Pflaumen in der Tasche zu haben. Dann begann er behutsam zu frühstücken: aber dann hieß es gewöhnlich schon nach dem ersten Bissen: „Asmus Semper, hierher! ! !" und dann machte er wieder Missionsreisen und wurde am Ölberg oder am See Genezareth wieder ein Christ."

Und plötzlich kristallisieren sich aus all der Fülle und Überfülle des Denkens und Erlebens heraus die ersten Verse: der Dichter in dem Knaben hat zu sprechen angefangen, hat die Möglichkeit entdeckt zu sagen, was er leidet. Da ihn nun die Güte des Lehrers dem Muß enthebt, die braunen Rollen zu drehen, so treibt sein Schiff mit weit entfalteten Linnen der Zukunft zu: „Es geht wieder aufwärts mit den Sempern, es geht wieder aufwärts".

Das Charakteristische an den Menschen, die durch dieses Jugendland wandeln, ist mit unübertrefflicher Richtigkeit hingestellt; man kann Peter Rosegger schon verstehen, wenn er in seinem Entzücken über das Buch ausruft: „Dieses innere Leben! Diese Herzenswelt des Kindes! Ich weiß keinen Dichter, der, mitten im Lebenskampfe stehend, die Welt, die Menschen, den Himmel so rein durchs Kinderauge schauen kann. Dazu diese unabgebrauchten stilistischen Mittel, diese gestaltenden Einfälle, die uns selbst die feinsten Seelenregungen sinnlich zum Ausdruck bringen! Und der Humor! Soll man ihn Jean Paulisch nennen? Er ist reichlich eigenartig genug, um Otto Ernstisch zu sein. Über dies Buch könnten Abhandlungen geschrieben werden, was wohl auch geschehen wird".

Im zweiten Bande geht es nun im gleichen Zuge weiter. Wir sehen den Seminaristen, den an seinen Beruf mehr und mehr heranwachsenden Lehrer, den immer heller zum Leben aufjauchzenden Dichter, — wir sehen den Menschen, der eine heilige Liebe in sich pflegt und dem das günstige Schicksal zuteil wird, für seine Sehnsucht die Erfüllung zu finden. Es ruht auf der Hand, daß man in der ausgedehnten Behandlung der neuen Lehrjahre, so anders die Verhältnisse sind, etwas wie eine Wiederholung aus der ersten Lehrzeit spürt, auch drängt sich mancherlei Reflexives in die Schilderung des Jünglingsalters, wodurch denn der Gang der inneren Handlung ein wenig gehemmt und auch minder mannigfaltig gestaltet wird. Gleichwohl: wie plastisch ist doch auch dieses Jünglingsleben herausgearbeitet, das schließlich nur aus Pflichtbewußtsein gegen die Eltern auf dem Katheder ausharrt und sich nicht der geliebten Bühne zuwendet, — wie eigenartig erscheinen uns auch hier die Menschen, die den ringenden Semper umgeben, ihn mit ihrer Freundschaft fördern und ihn mit ihrer Gegnerschaft fast noch ein gutes Stück Weges weiter vorwärts bringen. Mit ganzer poetischer Macht ist dann das Idyll der Liebe geschrieben. Otto Ernst findet in der Erinnerung an diese erste selige Zeit wahrhaft entzückende Töne. So, als die beiden, für einander bestimmten Menschenkinder nun Braut und Bräutigam geworden sind: „Sie waren nur noch zehn Minuten von Hildens Hause entfernt; aber sie brauchten zu diesem Wege noch zwei Stunden. Denn immer wieder gingen sie in weitem Bogen um das Haus herum, ob-

wohl ein unaufhörlicher feiner Regen herabrieselte. Sie freuten sich unbewußt dieses Regens; er kam herab wie sanfte Linderung einer langen Sehnsucht. Es schien ihnen auch, als brauche man nun um nichts mehr zu sorgen, als hätten sie nun des Glückes genug und brauchten nichts mehr als solch ein stilles, seliges, ewiges Wandern."

Was er uns dann von Asmussens junger Ehe mit seiner Hilde erzählt, das gehört wieder — wie Otto Ernstens Liebeslyrik — zu dem Reinsten, Keuschesten und Edelsten, was je über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Asmus eignet sich verhältnismäßig früh durch nicht leichte Kämpfe hindurch eine bestimmte Weltanschauung an. „Nur in halbkindlichen Jahren hatte er geglaubt, daß ein Mensch viel wisse und daß er alles wissen könne. Auch war er nie so gemein gewesen, die Welt für vortrefflich zu halten, weil es ihm gut erging. Aber doch hatte er sich die Harmonie der Welt schon in engeren Kreisen, ach, schon im Bezirk eines Einzellebens vollendet gedacht. Daran war er irre geworden und hatte nun die Landmarken seiner Hoffnung weiter gesteckt, in die Jahrhunderttausende, in die Jahrmillionen hinein. Auf diesem langen Wege bedurft' es eines starken Glaubens, nein, eines starken Wissens, und das hatte er gefunden. Nicht nur die unmittelbare Gewißheit des Sittengesetzes war ihm aufgegangen, er fühlte auch unmittelbare Gewißheit im Denken und im Schaffen, und er nannte dies Gefühl, das die Entwickelung des Menschen begleitet, das Richtungsgefühl. Trotz aller Schuld, alles Irrtums und alles Mißlingens weiß der Mensch, in welcher Richtung Ausgang und Ende des Entwicklungsstromes liegen; in seiner Brust ist ein Magnet, der trotz allen Zitterns und allen Abirrens den Weg zur Vollendung weist".

So gefestigt, indem ihm schon der Lorbeer zu grünen beginnt, tritt er ins Mannesalter ein, und wir hoffen, Otto Ernst wird uns den dritten, sicherlich wichtigsten, aber auch schwierigsten Band dieser Bekenntnisse nicht mehr lange schuldig bleiben. Wer ein solch großangelegtes Werk mit den besten poetischen Mitteln begonnen hat, dem erwächst auch die Pflicht, es zu vollenden und uns damit ein Dokument seiner Persönlichkeit zu schenken, wie wir es noch von keinem norddeutschen Dichter haben und wie es uns auch nicht sobald abermals gespendet werden wird.

\+ \+ \+

Von dem Dichter, der mit tiefem Ernst und Verständnis des Lebens mannigfache Regungen belauscht und uns die Dinge dieser Welt, wenn er auch darüber lächelt, lange nicht immer von ihrer heiteren Seite zeigt, gelangen wir nun zu dem Freunde, der uns be-

haglich eine Stunde verkürzen will und uns, ohne daß wir es viel merken, — also auf das Angenehmste — dadurch belehrt, daß er uns aus dem Schatze seiner Weisheit, seiner Menschenkenntnis und seiner eigenen inneren Erfahrung allerhand mitteilt. Otto Ernst ist der anmutigste Plauderer, ja, man darf sagen, daß er in der Tat „die Plauderei zur vollen Höhe des Kunstwerks erhoben" und ein Feuilleton von geistiger, sittlicher und künstlerischer Berechtigung geschaffen hat. Ihm zu horchen, wie er, stets in seinem flüssigen und reinen Deutsch, die verschiedensten Gegenstände betrachtet und sein Urteil über die Schwächen seiner Nächsten mit aller Duldsamkeit fällt, das ist ein ungetrübter Genuß. Vier Bände solcher Plaudereien hat uns der Poet bis jetzt beschert: „Ein frohes Farbenspiel" (1899), „Vom geruhigen Leben" (1902), und „Vom grüngoldnen Baum" (1909); dazu kommen noch in diesem Jahre die humoristischen Geschichten „Aus meinem Sommergarten".

Aus jeder Zeile dieser Bücher spricht ein Mann, der wohl das Behagen liebt, alle Versimpelung aber haßt. Er sagt: „Verachten wir die philiströsen Freuden nicht ganz: das wäre philiströse Verbohrtheit. Vergessen wir nicht, daß alle Werte relativ sind und daß alles Empfinden sich an Gegensatz und Wechsel entzündet. Nach einem munteren Reisebummel und nach einem Souper mit angeschlossenem Dejeuner ist es köstlich, Philister sein zu dürfen. Nur darf man von allen Dingen der Welt eben dieses Ding am wenigsten übertreiben. Das ist es ja, was uns an den echten Philistern so sehr verletzt; daß sie nicht Maß zu halten wissen." Diese Feindseligkeit gegen allen Stumpfsinn tritt besonders in der „Ernsthaften Predigt vom Kommersieren" hervor. Otto Ernst in seiner Lebensfreude gönnt der Jugend von Herzen, daß sie sich austobt und in fröhlicher Stunde den Becher schwingt, aber er ermahnt sie gleichzeitig: „Und wenn das edelste Münchener Bräu oder das süffigste Gold vom Rhein in Strömen fließt: obenauf schwimme der Mensch. Ihr sollt, liebe Brüder, euer geehrtes Innere begießen, auf daß der Mensch in euch zur Blüte komme." Es ist ein prächtiges Wort, das er dem heranwachsenden Geschlechte zuruft: „Jugend sei das vornehmste Getränk an eurem Tisch. Daß ihr aber auch im grauen Haar noch jubilieren möget, bewahrt in eurem Keller von diesem edelsten Getränke ein ungeheures Faß, das bis ans Lebensende vorhält." Auf jeder Seite der Plaudereien finden wir solche gesunden Anschauungen schlicht ausgesprochen; sie sind mehr wert und üben eine größere Wirkung aus als viele steifledERne philosophische und pädagogische Abhandlungen. Überall tritt Otto Ernst als der Mensch vor uns hin, der mit der Natur in innigster Verbindung steht: Lust am Wandern glüht in ihm, und er läßt mit den einfachsten Strichen

wunderhübsche Bilder entstehen von da draußen . . . von jener lichterfüllten und erhabenen Welt, in die man die Qual der Schreibstube um alles nicht mit hineinnehmen soll. „Kann es euch wundern,“ fragt er, „daß gerade am Pfingstfest die Wandersehnsucht in mir aufstand, unbarmherzig, stark, wild, rauh, und dann mit einem Male das ganze Innere mit lieblicher Glut erfüllend? Daß ich mit einem Male an einen kleinen Steg über einen Arm des grünen Dürrensees denken mußte, an ein paar Brettlein, von denen aus



Rudolph Dührkoop, Hamburg, Phot.

Otto Ernst im Kreise seiner Familie.

man eine andere Welt erblickt? Denn diese ungeheure, schweigende Runde wildauftrotzender Felsen gehört unmöglich zu der Welt, die wir kennen und in der wir leben. Dies Tal der ewigen Ruhe ist von der Welt des Strebens geschieden durch ewige Felsen. Hier trank ich bei lebendigem Leib die Wollust des Sterbens. Du stehst und starrst und fühlst, wie unter dir das Tägliche versinkt: immer noch tiefer versinkt es, immer noch tiefer. Und starrend versinkst du selbst in unergründliche Tiefen der Seeleneinsamkeit. Du hast nicht Freund, nicht Weib, nicht Kind mehr: dein Leben ist ausgelöscht: du bist der letzte Mensch unter den furchtbaren Schauern steiniger Öde.“

Dann widmet er seine Gedanken den Frauen, die er klug durchschaut und denen er im Organismus des großen Ganzen die richtige Stellung anweist: „Gewiß; die Natur liebt es durchaus, in mannigfachen Formen dieselbe Idee auszudrücken, ihren Zweck auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Ob sie den Rand eines Blattes gezackt oder gesägt oder gezähnt sein läßt: das kommt wohl auf dasselbe hinaus. Und wenn sie dem einen Vogel einen schmäleren Bug, dem anderen längere Schwingen gibt: der Effekt ist ungefähr derselbe. Aber wenn sie ein Prinzip, wie das der Geschlechtigkeit, in der ganzen organischen Kreatur durchführt — dann meint sie etwas Gründliches damit, dann ist es ihr ernst damit. Und darum sollten die Frauenrechtlerinnen von dem trivialen Wahne lassen: ‚Wenn wir alles haben, was die Männer haben, dann sind wir frei' — und nicht nach dem Rechte des Mannes, sondern nach dem der Frau streben." Ein andres Mal begegnen wir ihm, wie er die Leute im Theater mustert und den Ideen nachspürt, die beim Anhören von Goethes Faust in den verschiedenen Köpfen wach werden. Von faustischen Empfindungen ist da in der Zuhörerschaft freilich nicht viel zu bemerken. . . Darauf wieder gibt er sich ganz dem jugendlichen Gemüte hin: er spielt mit seinen Kindern, wie sie Lust haben, er entlastet die Hosentaschen des Erasmus von ihrem eigenartigen Inhalt, — er träumt selbst als Kind sich zurücke: „O sie sind ein berauschendes Genußmittel, diese Erinnerungen, besonders gefährlich an schweigenden Abenden, wenn die Schatten der Bäume in unser Zimmer wachsen und ihre neigenden Schattenwipfel mit uns zu reden beginnen, wenn im dunklen Spiegel gegenüber unser dunkles Bild erscheint und wir mit ihm Zwiesprach halten wie mit einem Vorfahren aus alter Zeit. . ." — Die holde Weihnachtszeit steigt vor uns auf: „Es ist ein Reis entsprungen. — — Das ist ein deutscher Sang. Denn das erquickt den Deutschen am innigsten, wenn aus dem verschneiten Winterdunkel ein Schimmer dringt, wenn aus totenstillen Winternebeln langsam die Sonne des kommenden Frühlings blüht". — Das in so köstlichem Stile geschriebene Protokoll der „Brüder vom geruhigen Leben", jener Gemeinschaft der Vernünftigen, kann man in unserem Zeitalter jeglichem Nervösen als Leitfaden zur Genesung empfehlen. Dabei ist für Otto Ernst die Geruhigkeit lange nicht eine Todesruhe. Er sagt das in den klarsten Worten: „Die Brüder vom geruhigen Leben sind Kämpfer. Nur wollen sie den Kampf nicht dort führen, wo er sich nicht lohnt, wollen sie das Leben nicht dort schon tragisch nehmen, wo die Tragödie noch gar nicht beginnt, wollen sie ihre Eingeweide nicht schon opfern in den Vorhöfen des Lebens, wollen sie nicht wie die törichten Jungfrauen ihr

Otto Ernst-Karikatur von Olaf Gulbransson
im „Simplicissimus“
nach Auffindung des echten Schillerschädels.



Die widrigen Umstände, mit denen Schillers Schädel zu kämpfen hatte, zwingen unsere deutschen Dichter, rechtzeitig für einen Identitätsausweis zu sorgen. Otto Ernst z. B. hatte die besonders glückliche Idee, sich seinen Namen in die Schädeldecke eingravieren zu lassen.

Öl verbrennen, bevor der Bräutigam kommt. Sie wollen in dem verdammten „Objekt“ keinen Machtkitzel erwecken, indem sie seine kleinen und gemeinen, niedrigen und widrigen, schäbigen und klebigen Nücken und Tücken mit nervösem Ernst behandeln und wollen ihre Kraft sparen, um das Große zu verteidigen und das Größte, das Schicksal, mit Würde zu tragen. Denn das ist der allerhöchste und allerheiligste Grundsatz unserer Brüderschaft: Ein Leben in Wacht und in Waffen wider die Großmächte der Finsternis ist eines Erdenpilgers tiefste Ruhe“.

Otto Ernst verschmäht also die Selbstzufriedenheit, — er will Fortschritt, er will Wachsamkeit, er will Größe und Freiheitsdrang im Menschen und möchte das Kleinliche mit Füßen treten. Daher auch sein Lob der großen Stadt: „Es ist eines Stromes Brausen. Ihr kleingläubigen Menschen, die ihr euch verlassen wähnt, wenn das Leben weitergeht, die ihr so unnötig jammert und klagt, wenn das fröhlich kreisende Leben fröhlich gebiert, die ihr Angst, Beklemmung, Tod und Untergang fühlt, während die erfindungsreiche Menschenseele Neues ersinnt, Neues bildet, Neues genießt und aber Neues ahnt! Ist denn Kultur nicht auch Wille der Natur? Sind wir denn nicht Natur und könnten wir etwas gegen ihren Willen? Ihr habt den ganzen Tag das Rauschen der Großstadt im Ohre und hört es nicht. Schließt einen Augenblick die Augen und tut die Ohren auf. Hört ihr's nun? Es ist eines Stromes Brausen. Es ist kein sinnloser Wirbel und Schwall: es ist ein rastloses Vorwärts, ein ununterbrochener Drang ins Weite. Er trägt uns von dannen und trägt uns einst ins Meer. Ins freie Meer. .“

In der Arbeit sieht er den wirklichen Segen des Lebens; was uns aber dieses Dasein an Freuden und Erholung bietet, das soll durch unseren eigenen Geist noch ins Festliche und Geweihte erhoben werden, — wir sollen es uns innerlichst verdienen. Wir haben sie ja, die Kraft, die das Gewöhnliche ins Ungewöhnliche, das ewig Gleiche ins schön Mannigfaltige umzaubern kann. Was unterscheidet denn an und für sich den Sonntag und den ihm vorauf gehenden Abend von den übrigen Stunden der Woche? Doch nur unser eigener Feiersinn. „Laßt siebzigtausend kalte Vernünftler kommen und sagen: Die Welt sieht am Sonntag und Sonnabend genau so aus wie an jedem andern Tage: was ihr Besonderes, Feierliches, Heiliges seht, das seht ihr hinein, das ist eure Einbildung. Ja? Ist's wahr? Dann staunende Bewunderung dem unsichtbaren Stäubchen im Auge, das das weiße Licht des Tages in Millionen Farben bricht, die der Regenbogen nicht kennt. Dann grenzenloser Dank und Anbetung dem holden Genius der Menschheit, der das Meer zur Wohnstatt der Nereiden, den Wald zur Stätte der Dryaden,

die ganze Körperwelt aber zur Wohnung der Seelen macht! Jeden Sonntag und Sonnabend soll die Flamme unseres Herzens stark und still emporstreben, ihm zu einem freudigen Opfer!"

Und wenn wir Gäste bei uns sehen, so soll auch das etwas Besonderes sein. „Der Wirt muß ein Künstler, ein Gastmahl muß ein Kunstwerk sein, aus den rechten Stoffen geformt, von einer beherrschenden Idee getragen, in kunstvoller Steigerung aufgebaut und zum harmonischen Abschluß führend. — Dann wird sein Fest verklingen in dem allgemeinen Bedauern, daß es zu Ende sei, und seine Gäste werden mit rückgewandtem Gesicht und schwer sich lösenden Händen von ihm Abschied nehmen".

Über alles aber stellt Otto Ernst immer wieder die glückselige Gelassenheit, die die kleinen Unannehmlichkeiten zu töten weiß, indem sie ihrer nicht achtet. In der großartigen Bußpredigt an die „Zeitknicker" heißt es: „Zeit ist nicht nur Geld, sie ist viel mehr und viel Besseres als Geld, und darum soll man sie nicht verschwenden. Aber noch viel weniger soll man ein Zeitfilz, ein Zeitknicker sein und die Sparsamkeit mit der Zeit ins Kleinliche und Schäbige treiben. Die Athener nannten den hastigen Gang des Gerbers Kleon einen ‚unanständigen Gang', und sie hatten recht. Diese ewige Unrast und Eile, dieses Knickern mit Sekunden geben unserm ganzen Leben etwas Würdeloses, Ordinäres und Lächerliches. Wir machen es mit der Zeit wie mit dem Geld: wir sparen sie am falschen Ort."

Am lustigsten liest es sich in der Sammlung vom grüngoldnen Baum. Da geht der Dichter oft übermütig mit den menschlichen Schrullen ins Gericht: die Autographensammler, die Autoren und die Schauspieler, auch natürlich wieder die lieben Frauen und so manche andere bekommen ihr Teil ab, und sie lassen sich das gern gefallen, dafür zeugt die weite Verbreitung dieser Plauderbücher. Sicher werden sich nach den Früchten, die Otto Ernst jetzt aus seinem Sommergarten gepflückt hat, nicht minder zahlreiche Hände ausstrecken wie nach seinen früheren Gaben. Wohl allen, die auf des Dichters Rede hören und hingehen, es fortan besser zu machen, als sie's bis jetzt getan haben. Dann danken sie Otto Ernst, dem sehr ernsthaften Lehrer, der sich nur manchmal des Schalksgewand umtut, fürs ganze Leben viel.

* * *

In unsere Jugendbildung ist seit etlichen Jahren ein guter Zug hineingekommen. Noch immer mag es verknöcherte Schulmeister geben, die in den vor ihnen sitzenden Menschenkindern nur das Material sehen, woraus sie in so und so vieler Zeit das und das zu formen

verpflichtet sind, — noch immer trifft man ja auf Eltern, die sich nicht darauf besinnen können, daß sie selbst auch einmal jung gewesen sind und in diesem Zustande nicht eben zu allen Zeiten das durchaus Verständige getan haben. Noch immer wird das Göttliche im Kinde vielfach zu wenig geachtet und geehrt, aber, wie gesagt, eine Wandlung aufwärts hat doch schon stattgefunden: die Jugend erfreut sich jetzt im allgemeinen einer größeren seelischen Ausdehnungsmöglichkeit, als sie noch der vorigen Generation verstattet wurde, — es wird, um die Erziehung und den Unterricht lebendiger, anschaulicher zu machen, über Dinge geredet, von denen man in früheren Jahren die Knaben und besonders die Mädchen ängstlich fern hielt.

Und wenn auf diesem hochwichtigen Lebensgebiete eine Besserung Platz zu greifen begonnen hat, — Otto Ernst hat das Seine getan, um auch hier dem Fortschritt die Bahn zu bereiten. Er, der Lehrer war und dann Dichter wurde, ohne damit seinem eigentlichen, inneren pädagogischen Berufe untreu zu werden, — er, dessen unantastbar sittliche und zugleich Freiheit fordernde Anschauung aus allem, was er schreibt, herausstrahlt, er hat auch die rechten Worte gefunden, um Eltern und Erziehern zu zeigen, was sie im Grunde an ihren Kindern haben, was sie ihnen schuldig sind, und was sie bei richtiger Behandlung mit ihren Kindern erzielen können.

„L a ß t u n s u n s e r n K i n d e r n l e b e n !“ so heißt das Buch, worin er (1911) seine Gedanken über die Erziehungsfrage niedergelegt hat, und ich stehe nicht an, diese Aufsatzreihe mit für das menschlich Wertvollste und zugleich für das Maßvollste und psychologisch Tiefstgehende dessen zu erklären, was über diese uns ohne Ausnahme alle bewegende Angelegenheit in der letzten Zeit überhaupt veröffentlicht worden ist. Otto Ernst den Erzieher lernt man hier von seiner besten Seite kennen. Und warum vermag er so, allen zu raten, denen die jungen Seelen zur Führung und Bewahrung anvertraut sind? Weil er auch hier — wie immer — über jedes System, jede Methode die Liebe hochhält, — diese Kraft, die alles weiß, die auch dem Geringsten helfen will und für jedes Herz eine fördersame Freundlichkeit hat.

Kein Wunder, wenn so mancher Pädagoge von der alten Schule sich durch Otto Ernstens großzügigen Erziehungsplan erschreckt fühlt, aber auch kein Wunder, wenn die Fanatiker der Freiheit, die nun mit einem Male sämtliche Schranken um die Kinder herum niedergerissen sehen wollen und dem Kinde und seinen Regungen nicht nur die vernünftige Achtung, sondern eine unbedingte Anbetung entgegentragen, wenn diese, das versteinerte alte nur durch ein neues Dogma ersetzenden Geister in Otto Ernst ebenfalls ihren Gegner erblicken.

Denn er verwechselt ja nicht den Begriff der Freiheit mit weiser Beschränkung, mit notwendiger Leitung!

Otto Ernst ist nicht der Mann danach, sich aus den Anfeindungen von links und rechts etwas zu machen. Er sendet seine Blicke geradeaus und geht unbekümmert seine goldene Mittelstraße, — mögen die einen ihn einen wüsten Stürmer gegen das geheiligte Bestehende, die andern ihn einen doch zu sehr am Überlieferten haftenden Zauderer schelten. Er sagt, was er meint, in dem Bewußtsein, daß er voll erkennt, was unser Volk und dessen Nachwuchs braucht. Und so hat er, im Verein mit etlichen anderen vortrefflichen Männern, — ich will hier nur den uns allen so teuren Namen Ferdinand Avenarius nennen, — die Not der Jugend erschauend, den Anstoß dazu gegeben, daß diejenigen, die da berufen sind, junge Menschen zu erziehen, bei sich selber mit dieser Erziehungstätigkeit einsetzen und — daß überhaupt nicht mehr so schrecklich viel erzogen wird wie ehemals!

Otto Ernst kommt uns auch bei dieser Sache nicht mit Schlagwörtern, und das ist gerade, wenn man im pädagogischen Bereiche etwas vor sich bringen will, die erste Bedingung. Man denke nur, was mit dem Ausdruck „Kunsterziehung“ schon alles für Unfug getrieben worden ist und leider noch immer getrieben wird! Die Widersacher desjenigen, was darunter verstanden werden soll, rennen heutzutage offene Türen ein, indem sie darauf hindeuten, daß die Ethik in der Erziehung nicht durch irgend etwas anderes geschädigt oder auch nur eingeschränkt werden dürfe. Die ebenso törichten, nun nichts anderes mehr als die Kunst im Leben des Kindes wollenden Heißsporne des Gedankens aber bringen die gute Bewegung gleichfalls in Mißkredit, denn sie bilden sich tatsächlich ein, daß die Kunst Religion und Ethik ersetzen könne. Ich muß offen gestehen: mich überkommen immer schwere Zweifel, wenn ich in pädagogischen Ausstellungen schon das Gekritzel von drei- und vierjährigen Kindern als künstlerisch bedeutungsvoll und charakteristisch vorgeführt sehe. Wie einfach und einleuchtend ist dagegen Otto Ernstens Verlangen. „Von vornherein wollen wir dem Irrtum vorbeugen, als wollten wir nun die Unterrichtszeit in soundso viele Teile zerlegen und der ästhetischen Erziehung ein genau so großes Stück zuerteilen wie der geistigen und sittlichen. Wir denken nicht einmal an eine quantitative Gleichstellung, an eine mechanische Parität. Auch die ethische Erziehung bekommt ja nicht eine gleiche Anzahl Stunden zugemessen wie die intellektuelle; sie vollzieht sich ja, wie die ästetische, zum großen Teile außerhalb, neben und innerhalb der Lehrtätigkeit. Wir wünschen nur eine qualitative Gleichstellung, d. h. wir wollen der Erkenntnis Geltung verschaffen, daß für die Menschwerdung des

Menschen die künstlerische Erziehung ein ebenso wertvoller und unerläßlicher Faktor ist, wie jene anderen beiden Faktoren".

Und an anderem Orte spricht er: „Laßt unsere Jugend nicht Kunst inhalieren über dem Verdampfungsapparat der Ästhetik, sondern setzt ihr den frischen, vollen Trank an die frischen Lippen! Kunst, die durch den Verstand genossen wurde, sieht überall gleich aus; der Verstand ist ein Gleichmacher. Pflanzt den Kindern und jungen Leuten deutsche Kunst unmittelbar ins Herz, und es müßte wider alle Natur zugehen, wenn das nicht in deutschen Herzen Wurzel schlüge und fortkäme, was dem gleichen Boden eines deutschen Herzens entsprossen ist." — Immer sollen die Erzieher bedenken: „Was ihr unter den Händen habt, sind Stücke von unserem Herzen; was ihr verwaltet, ist unser köstlichster Besitz, ist der Sonnenschein unseres Hauses, ist die Verkörperung unserer Hoffnungen, ist die Zukunft unseres Volkes."

Nicht minder als diese Mahnworte verdienen Otto Ernstens Darlegungen über die sexuelle Aufklärung unser freudiges Zustimmen. Auch hier, — was hat Unverstand und Mißverständnis schon für Unheil angerichtet! Die Eltern, die ihre Kinder in gänzlicher Unwissenheit über geschlechtliche Dinge aufwachsen lassen, laden sicherlich eine große Verantwortung auf sich. Es kommt für jeden Schmetterling der Tag, wo ihm ein Stäubchen von den Flügeln gestreift wird, — und wehe, wenn es dann von gar zu rauher Hand geschieht! Aber viel schlimmer scheint es mir noch, wenn Haus und Schule nun dem Zartesten im Menschen von vornherein allen Reiz nehmen. Unser Poet drückt das in feinem Bilde so aus: „Auf den jungen Trieben meiner Tannen im Garten sitzen noch wie Düten die kleinen Hüllblättchen. Sie sind nahe vorm Abfallen, und wenn ich eins abstreifte, so würde der Trieb darum nicht verderben. Aber ich tu es nicht." In solchem Sinne ist sein ganzes Warnen gehalten. „Liebes- und Geschlechtsgefühl sind, wie das religiöse Gefühl, ein Mysterium der Einzelseele, und wie ein Mysterium sollten wir es verehren und heilig halten; ein Mysterium behandelt man nicht wie eine algebraische Gleichung." Darum Vorsicht, die äußerste Vorsicht in der Erörterung sexueller Fragen mit Kindern, und „wenn man seinen Kindern mit aller möglichen Weisheit und Zartheit die erforderlichen Lehren erteilt hat — dann soll man ihre Wirkung nicht überschätzen und sich nicht in Sicherheit wiegen. Gefühl ist stärker als Wissen, und Liebe ist stärker als alle andern Gefühle. Wenn sie mit der Kraft des Frühlings hervorbricht, überrennt sie auch Warnungen und Befürchtungen. Die meisten scheitern, obwohl sie wissen." So steht er, ein getreuer Eckart, vor der Jugend; er will den uns Anbefohlenen ihre Reinheit beschützen, so lange es irgend geht, will ihnen aber auch

das Recht des natürlichen Fühlens nicht verkümmern. Zu betonen ist hierbei jedoch, daß er keineswegs der Unbändigkeit das Wort redet, im Gegenteil, wo Unarten bemerkt werden, da sollen sie gehörig ausgerottet werden, denn „ungehinderte Entwicklung der Individualität ist doch auch nur eine üble Phrase und ein höchst gefährliches Prinzip, wenn die betreffende Individualität zur Verlumpung neigt." — Tüchtige und wertvolle Menschen mit ungeschwächten Sinnen, praktischer Hand und für das Ideale pochenden Herzen heranzubilden, das ist Otto Ernstens Wunsch und Streben, und ich wüßte wirklich nicht, auf welchem anderen Wege als dem vom Dichter gewiesenen man zu diesem, aller Sehnsucht würdigen Ziele herankommen könnte. Nur ist das freilich nicht von heute auf morgen getan, und Otto Ernst bescheidet sich gern. „Ich kann auf den Tod die Leute nicht leiden, die immer mit zwei Schritten beim letzten Ideal sind und so tun, als wenn die Menschen in drei Tagen das Paradies fertig haben könnten, wenn sie nur wollten." Und anderswo sagt er sehr genügsam: „Was man erreichen kann, ist nach meiner Meinung dies: daß der Zögling seine schlechten Triebe und Begierden bis zu einem gewissen Grade beherrschen lernt, daß er ihre Häßlichkeit erkennt und fühlt, und daß er durch eine gewisse Erfahrung an den Glückszustand glauben lernt, der ein reines Wollen und Handeln begleitet. Das ist nicht viel; aber es ist immerhin etwas. Ich bin Anhänger der Entwickelungslehre, und die Entwickelungslehre rechnet mit Äonen."

Natürlich läßt der richtige Pädagoge, der es mit dem Allgemeinwohle ernst meint, nicht seinen Erziehungsgedanken bei der Konfirmation der Zöglinge Halt machen, sondern er gibt ihnen auch fernerhin nutzbringende Anregung. So sehen wir auch in Otto Ernst den wahren Volksberater: er will den weitesten Kreisen die Kunst, dies göttliche Element in den Wirrnissen und Dunkelheiten des Daseins, zu jeder Zeit erhalten wissen, aber er wendet sich schroff von der dilettantischen Manier ab, wie man vielerorten der großen Menge sogenannte Kunst verzapft. „Die Kunst sollte nur unter der Führung von wirklichen Künstlern oder doch von durchaus unverdächtigen Kunstkennern und -freunden popularisiert werden, sonst ist man mit zwei, drei Schritten bei gewöhnlicher Unterhaltungssimpelei, Liedertafelei, Guckkasten und ernsthaft aufgezogenem Tingeltangel angelangt. Der Grundsatz muß unerschütterlich festgehalten werden, daß nur durch Kunst für die Kunst erzogen wird und daß man nicht, um das Publikum erst einmal anzulocken, ein bißchen Spielerei treiben dürfe." Vor allem will er die Lehrer lehren, daß sie sich fähig und fröhlich dazu machen, wirkliche Kunsterzieher zu werden. In der Satire „Die schlimmste Varietät der gerechten Kammacher", führt er uns Beispiele von Päd-

agogen vor, wie sie um Himmelswillen nicht sein sollen. Fort mit dem Drill, dem Handwerksmäßigen, der Geistesfesselung, — lauschen sollen die Lehrer, wenn ihnen ein Großer ihres Berufes, einen Gipfel erklimmend, zuruft: „Kommt herauf, hier übersieht man ein großes, herrliches Stück Welt, kommt und seht! Hättet ihr so etwas vermutet?“

Die früher erwähnte bahnbrechende Rede „Der Deutsche und seine Dichter“, die Otto Ernst im Jahre 1903 zu Weimar hielt, schließt den Kranz dieser Betrachtungen. Der Dichter weist darin besonders auf die Unwürdigkeit und Schädlichkeit unserer Auslandsvergötterung hin. Es ist leider mancherlei Wahres daran: „Unsere Kritik rezensiert fremde Kunst mit dem Zylinder in der glacébeschuhten Hand, deutsche Kunst dagegen traktiert sie mit dem beschmutzten Stiefelabsatz.“ Man denke da vor allem an die bedingungslose Untertänigkeit, womit die deutsche Presse in ihrer überwiegend größeren Hälfte die Werke der Modedänen und Modeengländer annimmt. So manches Talent im eigenen Volke wird zugunsten der fremden Eindringlinge nicht genug gewürdigt! Mit dieser häßlichen Ausländerei, die wir Deutsche als Erbübel betreiben, ist nur noch der erkünstelte Enthusiasmus zu vergleichen, womit dann und wann von einer kleinen Gruppe literarischer Interessenten eine Tagesgröße zu den Sternen erhoben wird, um allerdings alsbald wieder im Orkus zu verschwinden. Auch gegen diese krankhaften Wucherungen zieht Otto Ernst zu Felde, indem er unserem Volk die Stätten nennt, wo es bleibende poetische Werte zu suchen hat.

Mit voller Hingebung an das wahrhaft Dichterische und mit sorgsamem Eingehen auf das Große in unserem Schrifttum ist der „Blühende Lorbeer“ geflochten, den Otto Ernst unseren Edelsten um die Stirnen gewunden hat. Diese Plaudereien und Andachten (1910) halten sich von fruchtlosem Ästhetisieren entfernt; ein Dichter redet über Dichter aus dem Herzen heraus, und wer ihm folgt und sich von ihm die Schätze, die wir an Poesie besitzen, hinbreiten läßt, der bereichert sein eigenes Innere um das Beste im Leben: um jenes Gefühl der treuen und unvergänglichen Liebe zum Geiste, worin Männer wie Lessing, Hebbel, Keller, Fontane und andere geschaffen haben. Otto Ernst weiß nichts von dem heute wieder sehr im Schwange gehenden Rassenhaß. Er beweist uns Heines Bedeutung und tritt wärmstens dafür ein, daß wir diese als Mensch und als Dichter umstrittene Persönlichkeit endlich richtig schätzen lernen. Es ist meiner Ansicht nach überzeugend, wenn er von der problematischen Natur Heines behauptet: „Daß Heine ein deutscher Dichter war, erweist sich darin, daß er mit echt künstlerischer, ja oft mit bewundernswertester Vollendung und mit zündender und ergreifender Wirkung die deutsche Sprache handhabte, sich in das Herz des deutschen

Volkes hineinsang und solche kerndeutschen Naturen wie Franz Schubert, Robert Schumann u. a. zu den herrlichsten Schöpfungen begeisterte. Sprache ist nicht nur Ausdruck der Seele, Sprache ist selbst Seele, und das Wunder soll noch erst geschehen, daß einer in deutscher Sprache lebendige Werke schafft ohne ein deutsches Herz."

Mit jenem Freimut, der ihn überhaupt auszeichnet, spricht Otto Ernst auch über die Mängel in den Schöpfungen seiner Lieblinge. Sein Gemüt ist bei ihrer Beurteilung sein Gewissen, und persönliche Erinnerungen an einige der charakterisierten Dichter verleihen den Aufsätzen noch eine besondere Anziehungskraft.

* * *

Es sind nun noch zwei Werke von Otto Ernst vorhanden, über die wir reden müssen, – Jugendwerke: das „Offene Visier" und die zwei Bände des „Buches der Hoffnung". Mit Bedacht habe ich diese Essay-Sammlungen, die wir schon 1889 und 1896 lesen konnten, an den Schluß meiner Ausführungen gestellt. Denn an ihnen wollen wir erkennen, ob Otto Ernst den künstlerischen und menschlichen Forderungen, die er in seinen frühen Tagen erhob, selber nachgelebt hat oder ob er letzten Endes doch nur ein Theoretiker geblieben ist.

Ich meine, das ist eine treffliche und giltige Probe aufs Exempel.

Ein Kampfruf war es, womit der damals noch unbekannte Geistesritter sein Visier öffnete. Manche träge Seele fuhr bei dem hellen Schall erschrocken zusammen. Wahrhaftig! Es bedeutete schon eine tapfere Tat für einen erst sechs Jahre im Dienst stehenden Volksschullehrer, sich mit den Fragen der Religion, des politischen Lebens, der Geschlechtsliebe, der Literatur usw. so unbefangen auseinanderzusetzen, wie Otto Ernst es wagte, zumal er dabei auf Ergebnisse stieß, die nichts weniger als im gewöhnlichen Sinne „positiv" genannt werden können.

Wo andere noch wohlgefügte und für die Ewigkeit erbaute Häuser sehen, da erkennt der junge Otto Ernst schon Ruinen, und er spricht das aus in seiner erstaunlich fertigen Dialektik, ausgerüstet mit einem umfangreichen Wissen, gefestigt in der Schule jener Männer, die vor ihm für die Verscheuchung der Geistesnacht gestritten und gelitten haben.

Er sagt es denen, die sich für die gottgewollten Hüter des landläufig unter Religion Verstandenen anschauen, kühn ins Gesicht: „Es ist zweifellos, daß unser öffentliches gesellschaftliches Verhalten nicht selten in den lächerlichsten Gegensatz zu unserer sittlichen Überzeugung tritt; es ist ebensowenig zu leugnen, daß eine große Zahl unserer

Gebildeten in ihren politischen Bekenntnissen und Handlungen nichts weniger zu erkennen gibt als ihre wahre politische Gesinnung; am allerwenigsten aber ist in Abrede zu stellen, daß die erdrückende Mehrheit der geistigen Vertreter unserer Nation ihre kirchlich-religiösen Gepflogenheiten, Übungen und „Pflichten" ohne jede innere Anteilnahme vollzieht und daß ihr wissenschaftlich geschulter Geist sich in keiner Berührung mit dem öffentlich zur Schau getragenen Dogmenglauben weiß." Von diesem ins Heuchlerische hinübergreifenden Verhalten ausgehend, entwickelt der Verfasser nun als ein Sucher nach der Wahrheit seine Religion, indem er es für sich in Anspruch nimmt: „Jeder ist sein eigener Priester, sein eigener Exeget, jeder nimmt sich selbst sein Glaubensbekenntnis ab und verpflichtet sich darauf vor sich selbst." Er kann keinen Frieden anerkennen zwischen Religion und Wissenschaft in dem Sinne, daß „religiöse Gedanken und kirchliche Satzungen für Jahrtausende oder auch nur für Jahrhunderte mit zweifellosem Wert für die Geister und mit zwingender Macht für die Gewissen bestehen und daneben die Forscher ‚auf des Denkens freigegebenen Bahnen mit kühnem Glücke schweifen' könnten". Wohl aber dünkt ihn jener Friede möglich, wenn man Glauben und Wissen nicht zu einem unverträglichen Nebeneinander zwingt, sondern als nacheinander wirkende Mächte gelten läßt. „Die Religion voran, die Wissenschaft hinterdrein."

Nichts liegt Otto Ernst also ferner, als daß er das religiöse Gefühl im Menschen unterdrücken wollte, — er möchte es im Gegenteil vertiefen, veridealisieren und vor aller Versteinerung bewahren. Von etwas eigentlich Transzendentalem redet Otto Ernst nicht, sondern er sagt: „Wo man erkennt, daß der unausgesetzte Gebrauch aller unserer Kräfte in allen Angelegenheiten unsere Aufgabe ist, da hat man einen Gott, da hat man Religion, da ist man fromm." So ist es sein Begehren, daß wir dem natürlichen Wandel der Dinge nicht widerstreben und den absterbenden Blüten nicht nachtrauern, denn die Frucht enthält den Samen zu neuem Wachstum, und „nur den Geist durchfließt mit kräftigem Pulsschlag ein wahres Leben, der die Toten ihre Toten begraben läßt, der neue Säfte aus dem Frühlingsboden der Zukunft saugt und der nichts so sehr haßt wie Fäulnis und Tod." Richtet er nun, von solchen Überzeugungen durchdrungen, seinen Blick auf die ihm besonders an das Herz gewachsene Volksschule, was sieht er da? „Unverkennbar verlangt und erwartet man von dem Volksschullehrer, daß er in allergetreuestem Orthodoxismus die Satzungen des „positiven" Kirchenglaubens in die Seelen der Kinder verpflanze und mit Aufbietung des ganzen aus seiner Autorität fließenden moralischen Zwanges sie veranlasse, das von ihm Gelehrte anzunehmen und für Glauben oder Unglauben Himmel oder

Hölle zu erwarten.“ Dagegen empört er sich, denn er vertritt den Standpunkt, daß sich keine Religion als eine geoffenbarte erweisen läßt und daß jeglicher Glaube ein Resultat subjektiver Entschließung sei. Er kann sich nicht davor verschließen, „daß die christliche und neben ihr die jüdische Glaubenslehre zum größten Teil im schreiendsten Gegensatze zu unserer gesamten heutigen Denk- und Empfindungsweise steht und daß der moderne menschliche Geist, wofern er nicht



H. Wittrock, Hamburg. Phot.

Otto Ernst im Jahre 1888.

hinter dem Zeitgeiste zurückgeblieben ist, die seltsamen religiösen Erzeugnisse längst überwundener Kulturepochen nun und nimmer zu assimilieren vermag.“ Er betrachtet die Gestalt eines Jesus als ein Idealbild des passiven Heldentums, aber nur des passiven, und um nun die kindlichen Gemüter nicht von vornherein dem eigenen Denken zu entfremden, sondern um sie anzuleiten, selbständig zu arbeiten, will er den dogmatischen Religionsunterricht aus der Schule beseitigen und die Jugend an der Hand unserer Literatur, dieses „orbis pictus des inneren Geschehens“, zum allgemeinen Menschentume emporgehoben wissen. Dadurch wird das religiöse Gefühl in der Jugend

seiner Anschauung nach nicht etwa gehemmt, sondern mächtig gefördert, und es wird das Beste erreicht, was wir uns im religiösen Leben erwünschen können: die aufrichtige, gegenseitige Duldsamkeit. „Nur, wer die Religion einzig aus dem Menschenherzen erwachsen glaubt, kann dieser Pflanze gestatten, daß sie an jedem Orte so wachse, wie ihr die Sonne scheint, wie sie der Boden nährt.“

Daß die Lehrerschaft das wichtigste Medium für die Popularisierung der meisten geistigen Errungenschaften der Menschheit ist und deshalb eine Schar von Auserwählten sein muß, hat Otto Ernst früh erkannt, und er zeigt bereits bei seinem ersten öffentlichen Auftreten, mit einer für seine Jugend bewundernswerten Reife, den Amtsgenossen die Wege, auf denen sie wandeln müssen, um in Wahrheit Meister der Schule zu werden.

Hat sich Otto Ernst in dieser Weise schon durch seine Jugendaufsätze auf seinem eigensten Gebiete, dem pädagogischen, für immer sein Verdienst unter den mutigsten Verfechtern alles Fortschreitens errungen, indem er will, daß man das historisch Gewordene wohl achten, seiner selbstverständlichen Fernerentwickelung aber nirgends Grenzen ziehen soll, so kehrt er sich auch im übrigen mit flammendem Zorne gegen alles Morsche und Verrottete, gegen Vorurteil und Geistesnötigung.

Die Mängel unserer Politik werden mit scharfen Schlaglichtern bedacht, — der Krieg ist für den jungen Optimisten kein notwendiges Übel, sondern er verweist ihn aus der Welt als eine Einrichtung, die jeder Menschlichkeit, jeder Kultur Hohn spricht, und zukunftsfreudig lauten seine Worte im „Buch der Hoffnung“: „Es fehlt nur der geringe Entschluß, zu wollen; denn jeder kann es wollen, er gehöre zu welcher Partei er wolle. Noch lange wird Kampf auf Erden walten, aber nicht der Krieg. Wir können kämpfen mit jener innersten, festesten Sanftmut im Herzen, die uns sagt: Der andere hat so gut ein Recht zum Dasein wie du; er ist so gut ein Kind der großen Mutter wie du; du darfst ihn bekämpfen, aber nicht ihn vernichten. Daß wir für solche Sanftmut die Welt erobern können, das soll unsere zuversichtliche Hoffnung sein.“ Besonders aber gilt Otto Ernstens heiliger Haß dem mannigfachen „Pöbel“, der sich überall breit macht und an der Gesundheit unseres Volkswesens zehrt. Die Seichtheit im religiösen Denken, die öde Parteisimpelei, die Spießbürgerhaftigkeit, das Verhalten der geistig Dumpfen vor der Kunst: diese Liebe zum Süßlichen und zur „Biermusik“, — schließlich auch der plumpe Materialismus, der sich wegen seines gefüllten Portemonnaies über die ganze sonstige Gesellschaft erhaben scheint, — das sind einige der schädlichen und schlechten Dinge, die er mit Stumpf und Stiel auszurotten trachtet.

So haben wir also in kurzem die Grundsätze angeführt, aus denen heraus der Dichter seine frühesten Bücher schrieb. Und wenn wir nun am Schlusse unserer Betrachtungen die Frage aufstellen: hat er in menschlicher und künstlerischer Hinsicht das, wonach es seine heiße Jugend verlangte, auch selbst erfüllt, und ist er sich in dem, was er schon am Beginn seiner Laufbahn für recht und wahr erkannte, treu geblieben? — so gibt es keinen Zweifel: die Antwort auf solche Frage ist ein fröhliches, kräftiges Ja!

Geliebt und auch gehaßt besteht er, bei allem durch die Erfahrungen des Lebens bedingten Weiterausbau seiner Anschauungen, noch heute auf seinem Stück: nur das Klare, Freie und Redliche hat ein Recht zu sein: keine kulturfördernden Kräfte können in der Welt verloren gehen; wer nicht für den Sieg des Guten auf Erden streitet, der macht sich dessen schuldig, daß er dem Minderwertigen Raum verschafft.

So haben wir in Otto Ernst einen allzeit ehrlichen Freund oder Gegner, eine markante, einheitliche Natur von unversiegbarem Schönheits- und Leidenschaftsempfinden, einen Frühlingsmenschen auch jetzt noch, wo er das fünfte Jahrzehnt seines Alters vollendet.

Es kommt an diesem seinem Geburts- und Ehrentage eine ungezählte Menge von Getreuen zu dem Dichter, ihm zu danken für das, was er seinem Volke geschenkt hat, ihn zu beglückwünschen, weil er so hellen Auges und so voll ungetrübter Zuversichtlichkeit um sich schaut, und um ihm die Hoffnung auszusprechen, daß er Deutschland noch vieles singen und sagen wird, — mit hervorragendem Stolze aber fühlen unter den Gratulanten wir von der „Waterkant“ Grund, auf diesen Dichter zu blicken, denn er gehört uns, wie wir, um nur einige hier anzuführen, einen Matthias Claudius, einen Hebbel, einen Storm, Klaus Groth, Johann Meyer, einen Wilhelm Jensen, Liliencron, Adolf Bartels, Gustav Frenssen, Gustav Falke und Timm Kröger die unsrigen nennen dürfen. Wer einmal für Otto Ernst, den Künstler und den sozialen Pädagogen, das rechte Verständnis gewonnen hat, der wird dieser festumrissenen Erscheinung in unserer Literatur auch die Anhänglichkeit bewahren. Mag jemand das Schaffen dieses Mannes noch so kritisch betrachten, — der Erkenntnis wird er sich gerechter Weise nicht entziehen können, daß hier einer von den Aufrechten, von den Echten und also von den Seltenen unter uns wandelt, denn Otto Ernst ist sein eigen, und wie unser Poet in dieser Schrift das erste Wort gehabt hat, so sei ihm auch das letzte gegeben, weil nichts für den Wert, den ernsten Willen und für die in ihm lebendige Liebe besseres Zeugnis ablegen kann, als er es selbst in seinem Gedichte „Deutschland“, tut, wo er sein Vaterland also anredet:

Wie du mich treu begleitest
Auf meiner Wanderschaft,
An Mutterhand mich leitest,
Du Land voll Morgenkraft.

Wohin den Stab ich hebe,
Dein Auge sieht mich an
Und spricht: „Vertrau und lebe,
Mein Sohn und Wandersmann.“

Wohin die Füße schreiten
In nimmermüder Lust,
Dein Feld und Anger breiten
Sich weit in meiner Brust.

Geruhig steht mein Wille
Wie dieser Felsen Hang;
Durch meines Herzens Stille
Rinnt deiner Ströme Klang.

Nun wollen Feinde zwängen
Sich zwischen dich und mich,
Mich dir vom Herzen drängen —
Ich aber bau auf dich.

Ich steh und such in Sorgen
Dein Auge groß und lind —
Und weiß, ich bin geborgen
Wie einer Mutter Kind.

Ich weiß: nicht kann uns trennen,
Was Neid und List erfand.
Mein Herz wirst du erkennen,
Wie ich dein Herz erkannt.



